

Klaus Bittermann
Der Intellektuelle als Unruhestifter – Wolfgang Pohrt
Eine Biographie

Klaus Bittermann, geboren 1952, ist Verleger, Buchautor und Journalist. Er lebt in Berlin. In der Edition Tiamat sind fast alle Bücher Wolfgang Pohrts erschienen. Seit 2018 gibt Bittermann eine Werkausgabe der Schriften Pohrts heraus, die 2022 abgeschlossen sein wird. Pohrt, der am 21.12.2018 starb, und sein Verleger waren seit 1983 freundschaftlich verbunden. Zuletzt erschienen u.a.: »Einige meiner besten Freunde und Feinde«, Berlin 2019; »Sid Schlebrowskis kurzer Sommer der Anarchie und seine Suche nach dem Glück«, Roman, btb-Verlag, München 2018; »Möbel zu Hause, aber kein Geld für Alkohol. Kreuzberger Szenen«, Suhrkamp, Berlin 2013.

Edition
TIAMAT

Deutsche Erstveröffentlichung

1. Auflage: Berlin 2022

www.edition-tiamat.de

© Klaus Bittermann, 2022

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Christoph Hesse

Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign

Druck: cpi books

Printed in Germany

ISBN: 978-3-89320-284-3

Klaus Bittermann

Der Intellektuelle als Unruhestifter

Wolfgang Pohrt

Eine Biographie



**Critica
Diabolis
301**

**Edition
TIAMAT**

Inhalt

Denken in Zeiten pathischer Normalität

Vorwort – 9

Die Anfänge bis Ende der sechziger Jahre

Unruhe und Rebellion

Die unverwüstliche Kriegsgeneration im Nacken

Nachkriegswirren – 23

Gestrandet in Bad Krozingen – 30

Das Ringen um die Wahrheit – 42

Unauffällig im Zentrum der Bewegung – 50

Der Unruheherd Kolbheim – 60

Stille Tage in Frankfurt – 70

Die siebziger Jahre – Teil I

Der Intellektuelle als Lumpensammler

Die Revolution als Existenzfrage

Der Verrat an der eigenen Klasse – 77

Die Zerstörung der Gebrauchswerte – 92

Ohnmacht, Apathie und Wahn – 101

Die Trauer über das Sterben der Gebrauchswerte – 106

Im beschaulichen Lüneburg und im wilden Berlin – 118

Die siebziger Jahre – Teil II

**Apokalypse und Wahn
Die Sicht von der Peripherie des Geschehens**

- Der Beginn einer wunderbaren Freundschaft – 125
- Ten Years After – 136
- Turbulenzen – 142
- Palästina, Israel und die Deutschen – 153
- Nationalsozialismus und KZ-System – 163

Die achtziger Jahre – Teil I

**Schreiben als Trauer über das Scheitern der Revolte
An der Grenze zur Prominenz**

- Der Durchbruch – 183
- Ein Gleichgesinnter – 189
- Sozialhilfe oder Vergasung – 199
- Wer liebt, muss zahlen – 203
- Das Jahr der Friedensbewegung – 208
- Die Angst vor dem Atom und den Türken – 218
- Endstation – 229
- Rebellion der Heinzelmännchen und politische
 Brosamen – 236
- Die Linke am Schlüsselloch – 248

Die achtziger Jahre – Teil II

**Die Praxis der Theorie
Atomkrieg, Adorno, Amnestie**

- Patriotismus und Atomkrieg – 261
- Die große Debatte in Berlin – 266
- Als Redakteur bei *Konkret* – 275
- Die Amnestiekampagne – 290
- Stammesbewusstsein, Kulturation – 316
- Der Wiedergänger Hitlers – 324
- Das Ende der Schonzeit – 332

Die achtziger Jahre – Teil III
Der Niedergang der Ideologiekritik
Bewusstseinsmetamorphosen

- Kein älterer Hut als ein neues Buch – 339
Das »andere Deutschland« und der deutsch-jüdische
Verbrüderungskitsch – 355
Räuberischer Asphaltjournalismus – 366
Habermas und die »nationale Identität« – 377
Die Ex-Rebellen als Gruftis – 386
Günther Anders und die Gewaltdebatte – 390
Stadtplanung und Sozialforschung – 399
Multikultur und das Ende der Ideologiekritik – 407

Die neunziger Jahre – Teil I
Krieg und Frieden
Der Beginn einer neuen Epoche

- Pantoffeltierchen im Reagenzglas begucken – 419
Einig Volk im Golfkrieg – 432
Der rasende Mob – 443
Serbien muss sterben – 459
Die Rolle der Intellektuellen – 473
Folter und Kriminalisierung von Politik – 484

Die neunziger Jahre – Teil II
Das Ende einer Epoche
Der Abschied von der Linken oder:
Die Gesellschaft als Bande

- Der Kongress tanzt – 495
Harte Zeiten – 506
Brothers in Crime – 514
Der Tod eines Freundes – 524
Der Traum vom Bestseller – 529

Die letzten zwanzig Jahre 1998–2018

**The Long Goodbye
Im Zeitalter der Zombies**

Detailansichten auf eine verdrängte Wirklichkeit – 541

Eine Welt der lebenden Leichen – 553

Das Desaster im Tempodrom – 562

Ein Mann verschwindet – 575

Auftauchen, um Luft zu holen – 580

Kapitalismus Forever – 586

Das allerletzte Gefecht – 595

Lost in Isolation – 608

Das Ende vor Augen – 617

Im Dissens mit dem Zeitgeist

Nachwort – 621

Anhang

Anmerkungen – 629

Literaturliste – 657

Register – 667

Danksagung – 677

Denken in Zeiten pathischer Normalität

Vorwort

Als Anfang der achtziger Jahre bei Rotbuch »Ausverkauf« und »Endstation« von Wolfgang Pohrt erschienen, wurde den Lesern schnell klar, dass da jemand einen neuen Ton anschlug. Der Autor verstand es, seine Thesen und Analysen mit großer Schärfe, Klugheit und Eleganz zu formulieren, kein Wort klang falsch oder deplatziert, er verwendete keine Schaumsprache und keine Weihrauchvokabeln, seine Argumentation traf genau, und er nahm keine Rücksicht auf den Gegenstand seiner Kritik. Seinen politischen Analysen wohnte etwas Selbstverständliches inne, sie hatten eine große Überzeugungskraft und versprühten Witz und Sarkasmus.

Dabei nahm Pohrt immer den gegenteiligen oder zumindest einen anderen Standpunkt ein als den, der von Denkfaulheit zeugte und der von Leuten vertreten wurde, die lieber vorgefertigte Meinungen verbreiteten oder glaubten, mit dem Weltbild eines Tagesschausprechers ihre Karriere voranzubringen. Diese intellektuelle Kompromisslosigkeit, diese Unnachgiebigkeit in der Argumentation, sprach jeden an, der von der real existierenden Linken ohnehin nicht sehr viel hielt, seit sie sich ein alternatives Lebenskonzept zugelegt hatte, die Grünen und die Friedensbewegung nationale Töne anschlugen und

die Nation nicht mehr abschaffen, sondern retten wollten, weshalb auch deren Sprache immer wolkiger und staats-tragender wurde.

Vielleicht tauchte Pohrt genau zum richtigen Zeitpunkt auf, denn die linke Theoriebildung war langweilig und abschreckend geworden, während Pohrts nüchterne, scharfsinnige Analysen einen neuen Wind in die Debatten brachten. Zwar gab es Marx, Hegel, Adorno, Horkheimer, aber sich an deren Einsichten zu erfreuen und sie zu bestaunen war das eine, etwas anderes war es, deren Gedanken nicht nur zu rekapitulieren, sondern sie auf konkrete gesellschaftliche Ereignisse anzuwenden, wie Pohrt das scheinbar mühelos gelang. Die meisten haben das nicht geschafft, im Unterschied zu Pohrt jedoch damit Karriere an der Uni gemacht, indem sie nur lange genug Klassikerexegese betrieben.

Aus den Büchern Pohrts drang ein Sound, der ganz anders war als der, der bislang zu vernehmen war, unabhängig, erfrischend und nicht darauf aus, korrekt zu sein und die Wahrheit gepachtet zu haben. In »Ausverkauf« wurde man angesprungen von Sätzen wie:

»In einer gedankenlosen Wirklichkeit ist das Denken wesentlich Hirngespinnst. Daher die Esoterik und tendenzielle Nicht-Verstehbarkeit authentischer Theorie, der gelegentlich selbst deren Verfasser zum Opfer fällt. Zwei faule Wochen oder eine Erkältung genügen, die Niederschrift eines Aufsatzes von der Unfähigkeit zu trennen, diesen auch nur noch zu verstehen.«¹

Dass er dieses Apodiktische auch selbstironisch gegen den Verfasser wendete, das war freies, abschweifendes Denken, wobei dieses Denken ihn nicht davon abhielt, vehement darum zu streiten, ob ein Gedanke oder eine

Argumentation richtig oder falsch waren. Weil sich das zwar alles schön behaupten lässt, man sich mit etwas gutem Willen aber auch ganz andere Inhalte darunter vorstellen kann, hier noch ein Zitat:

»Die Abschaffung von Herrschaft hieß zweierlei: die Führer und die Massen abschaffen [...] Die Abschaffung von Herrschaft war inhaltlich bestimmt: als – freilich noch gemeinsam zu entwickelnde – Fähigkeit eines jeden, ohne Partei und Führer gemeinsam mit anderen und notfalls auch allein das Richtige zu tun.«²

Endlich verklärte einer mal nicht die Massen als – und sei es nur – potentielltes Subjekt der Geschichte, sondern brachte das Offensichtliche zum Ausdruck, nämlich dass die Massen einem feindlich gesinnt waren (vor allem in der noch in den siebziger und achtziger Jahren präsenten Nachkriegsgesellschaft, in der die Nazis so leben konnten, als wäre nie etwas passiert, und die RAF-Hysterie daran erinnerte, dass die pathologische Normalität sich fortgesetzt und sich nicht wirklich etwas verändert hatte, jedenfalls nicht in den Köpfen der Leute, die gerne und sofort einem Erschießungskommando beigetreten wären, um politische Unruhestifter zu exekutieren). Und wenn es nicht anders ginge, dann besser alleine und auf eigene Rechnung handeln. Pohrt verweist an dieser Stelle auf Johann Georg Elser, »der ganz allein die Bombe bastelte und deponierte, die im Bürgerbräukeller am 8.11.1939 Hitler erwischte hätte, wenn er programmgemäß geblieben wäre«.³

Masse war nach der Erfahrung mit dem Nationalsozialismus so desavouiert, dass sie sich nicht mehr als Größe betrachten ließ, auf die man sich praktisch oder auch nur theoretisch beziehen konnte, um eine politische Verände-

rung herbeizuführen, und dennoch spekulierte die Linke ganz selbstverständlich darauf, die Massen für ihre Zwecke zu mobilisieren und auf ihre Seite zu ziehen in der irrigen Annahme, die »Massen« wären akzeptabel, wenn man sie in eine »Arbeiterklasse« umbenannt hätte. Die Nazis hatten jedoch gründlich dafür gesorgt, dass es eine kommunistisch gesinnte Arbeiterbewegung nicht mehr gab. Die Psychopathologie, von der Adorno unter dem Eindruck des Nationalsozialismus schrieb, dass sie zum Normalzustand geworden sei, wirkte in den sechziger und siebziger Jahren fort.

Von der »unverwüstlichen Kriegsgeneration mit der hohen Kampfmoral im Schlußverkauf« und mit dem »gnadenlosen Überlebenswillen«, die »aus jedem Holzbein eine Waffe«⁴ macht, war nichts zu erwarten, schon gar keine Revolution, jedenfalls keine, bei der man selber ungeschoren davonkommen würde. Nicht einmal so etwas Elementares wie Menschlichkeit ließ sich voraussetzen, denn im Deutschland der siebziger Jahre hatte so etwas wie Zivilisation noch nicht Einzug gehalten, und die Linke trug nicht gerade dazu bei, dass sich dies änderte.

In »Die schweigende Mehrheit vor der Verwirklichung ihrer geheimen Wünsche durch ihre Opfer bewahren«⁵ beschreibt Pohrt das verhärtete Kollektiv der Deutschen, das sich von keiner Anwendung humanen Verhaltens, von keiner Erinnerung an die eigenen Kinder, die sie weich werden ließe, davon abhalten lassen würde, andere zu denunzieren und sich an der verdeckten Menschenjagd auf Mitglieder der RAF zu beteiligen. Und auch heute noch ernten Leute wie Thilo Sarrazin großen Zuspruch und landen Bestseller mit Büchern, die die »Überfremdung« und die Hartz-IV-Mentalität des Landes anklagen und die dabei die gescheiterte Existenz des eigenen Sohnes, der in einem Plattenbau im Osten Berlins wohnt und

gerne arbeitslos ist, nicht etwa milde stimmt, sondern die vielmehr das Material herzugeben scheint, um besonders hart gegen Menschen ins Gericht zu gehen, denen das Schicksal aus welchen Gründen auch immer übel mitgespielt hat. Aber es waren nicht nur die Senioren, die einem das Leben schwer machten. »Um so alt zu werden, wie heute die 20jährigen sind, hätte ein Mensch früher dreihundert Jahre gebraucht.«⁶ Und diesem Phänomen der frühen Vergreisung, die in den Gesichtern der Menschen häufig sichtbare Spuren hinterlässt, begegnet man immer noch beziehungsweise wieder.

Diese Beobachtungen standen nicht im Zentrum seiner Kritik, aber sie waren eine Art Grundrauschen, etwas, das seine Kritik implizit voraussetzte, wenn er sich der großen Themen wie der Aktualität des Nationalsozialismus oder der Friedens- und Antiatombewegung befasste. Vor diesem Hintergrund lässt sich seine Kritik manchmal erst richtig einschätzen. Mitunter sind es nur Nebensätze und Marginalien, die Hinweise liefern, woher der Impuls seiner Kritik stammt. Dieses Grundrauschen, wie z.B. die Bezugnahme auf die *Schwarze Botin*, die Zitate von André Breton und die popkulturellen Hinweise auf Janis Joplin und Jimi Hendrix, die Flugblätter der Gruppe »Subversive Aktion« und die Reden und Artikel von Hans-Jürgen Krahl als Gegengift zum *Kursbuch*, dessen Weg in »die neudeutsche Klebrigkeit« er einmal beschrieb (1980), deutete an, in welchem Koordinatensystem Pohrt sich in den Siebzigern bewegte, auch wenn er nie darauf explizit Bezug nahm, wie er das bei Adorno, Horkheimer, Benjamin, Arendt und anderen tat.

Vor diesem Hintergrund ließ sich die Friedensbewegung, die im Oktober 1981 in Bonn mit 300.000 Demonstranten ihren Höhepunkt erreicht hatte, nur mit Skepsis betrachten, und von Pohrt konnte man lernen, ihr

nicht einfach nur mit einem Gefühl der Abneigung zu begegnen, sondern sie als gesellschaftliches Phänomen zu begreifen, das etwas über die deutsche Wirklichkeit aussagte. Er zeigte, dass hinter ihrem hehren Wunsch nach Frieden die Sehnsucht nach Nation steckte und dass sich in ihrem Weltbild deutliche Spuren völkischer Gesinnung nachweisen ließen.

Damals begriff sich Pohrt als Ideologiekritiker, und zwar nach der Devise: »Die Leute sagen mir, was sie denken, und ich sage ihnen, warum das falsch ist.« Die Postmoderne hatte zwar die Ideologiekritik als erkenntnistheoretisches Problem erkannt, insofern Ideologiekritik mit dem Anspruch auftritt, allein falsche Ideologie entlarven zu können, weil sich die Frage stellt, warum andere dazu nicht in der Lage sein sollten, aber Pohrt hatte nie diesen Anspruch, er hatte jedoch auch nichts dagegen, wenn er der Einzige war, dem es gelang. Jedenfalls beschränkte sich Pohrt nicht auf die Kritik als Kunst der Vermittlung, vielmehr stellte er in den Achtzigern, als er als Journalist arbeitete, seine Rolle als Ideologiekritiker selbst in Frage.

Aus seinem Vortrag »Die Rebellion der Heinzelmännchen«, den er am 5. November 1982 in einem besetzten Haus hielt, stammt ein interessanter Hinweis darauf, wie er seine Tätigkeit als Ideologiekritiker sah:

»Ich habe weder an dieser Bewegung teilgenommen, noch habe ich sie erforscht oder gründlich studiert, ich habe nicht mit Besetzern gesprochen, nie in einem besetzten Haus gewohnt, und ich besitze keine Dossiers. Ich habe nicht recherchiert, weder im journalistischen noch im kriminalistischen Sinne, und man hat mir daraus einen Vorwurf gemacht. Man hat mir vorgeworfen, die Friedensbewegung, die Alternativen, die Grünen

und die Hausbesetzer leichtfertig, gewissenlos und verantwortungslos zu verleumden. Dem halte ich entgegen, daß ein Kommentator oder Kritiker deshalb, weil er keine Macht hat, Urteile zu fällen oder Strafen zu verhängen, auch nicht an die Regeln der Beweisaufnahme gebunden ist, welche die Strafprozeßordnung verlangt. Man trägt keine Verantwortung, wenn man sich Gedanken macht und eine begründete abweichende Meinung äußert, nicht als Kritiker oder Publizist, der keine administrative Macht besitzt. Wenn der Kanzler Unsinn erzählt, dann ist dieser Unsinn deshalb, weil sein Erzähler die Macht besitzt, ihn zu verwirklichen, immer noch wichtig. Wenn ich Unfug schreibe oder rede, so ist dieser Unfug vollkommen bedeutungslos, und man kann ihn getrost als Produkt eines mitteilungsüchtigen Spinners ignorieren.«⁷

Indem er seine eigene Bedeutung als Kommentator solcherart herunterspielte, ließ er gleichzeitig auch alle anderen, die im gleichen Gewerbe tätig waren, nicht gerade in einem vorteilhaften Licht erscheinen, er stellte damit ein Geschäftsmodell in Frage, von dem auch seine eigene Existenz abhing, und er gab den Leuten zu verstehen, dass den sogenannten »Experten«, die im öffentlichen Raum ihre Meinung kundtaten, nur die Bedeutung zukam, die man ihnen entgegenbrachte.

»Mein Job ist die Ideologiekritik, das habe ich gelernt«, sagte Pohrt 1987 den *Stuttgarter Nachrichten*. Aber er wusste auch, dass er damit in eine Sackgasse geriet. »Man tritt in der BRD in eine Phase ein, in der es kein falsches Bewußtsein, sondern die Absenz jeden Bewußtseins überhaupt gibt – was den Job des Ideologiekritikers natürlich schwierig macht...«

Kurze Zeit später kamen mit der Wiedervereinigung die

Ausländerverfolgung, der Golfkrieg und der Krieg in Jugoslawien, also eine Zeit, in der Pohrt keinen Sinn mehr darin sah, als Ideologiekritiker weiterhin das Feuilleton mit lustigen, kleinen Artikeln über Kulturphänomene zu bereichern.

Pohrt hat das schon früh erkannt, und er hat daran gelitten, dass er als Ideologiekritiker – und in den Neunzigern dann als Soziologe, der das Massenbewusstsein der Deutschen erforschte – nicht mehr tun konnte, als dagegen anzuschreiben. Er hat sich von den ungeheuren Vorgängen und Morden im Osten dazu hinreißen lassen, dem Mob von Rostock-Lichtenhagen das gleiche Schicksal zu wünschen, das dieser den Ausländern hatte bereiten wollen, als er sich anschickte, das Flüchtlingsheim anzuzünden, und die Staatsgewalt sich eine Woche lang vornehm zurückhielt. Pohrt warf man wegen seiner Kritik »Furor teutonicus« vor und »Germanozentrismus«, als ob er es den rechten Schlägerbanden gegenüber an Anstand missen ließ. Seine Analysen, denen man wenig entgegenzusetzen hatte, versuchte man als »Küchenpsychologie« und »Vulgärmarxismus« zu diskreditieren.

Seine Artikel waren nicht abgeklärt, ausgewogen und wissenschaftlich wasserdicht, und sie sollten es auch nicht sein, sie waren vielmehr Ausdruck einer Verzweiflung und Empörung über die Zustände. Aber genau deshalb nimmt man es ihm ab, dass Unrecht in erster Linie nicht etwas ist, für dessen Erforschung man eine Unikarriere einschlagen muss, sondern ein starkes Motiv, praktisch etwas dagegen zu tun oder theoretisch zumindest die richtigen Schlussfolgerungen daraus zu ziehen. Und dafür wertete er jede Menge Zeitungen aus, deren Berichte er interpretierte.

Die Wiedervereinigung hatte z.B. dazu geführt, »daß man plötzlich 17.000 entlaufene Väter suchte«, und er

konstatierte einen »rapiden Zerfall aller sozialen Beziehungen in der Zone«, die das Märchen, »wie tapfer die Revolutionäre gewesen waren, wie erbittert sie für die Einheit gekämpft« hatten, zu einer Story machte, »die man ohne zu erröten nur in Papua-Neuguinea auf-tischen konnte.«⁸ Aber viel schlimmer waren die Konsequenzen der Ausländerverfolgung in der Zone:

»Keineswegs rotteten die Einheimischen sich in der Zone gegen die andersfarbigen Nachbarn im gleichen oder im nächsten Wohnblock zusammen, mit denen sie zu vielen auf engem Raum zusammenlebten. Sondern nach dem Prinzip faschistischer Vollstreckungskommandos gebaute Gruppen spürten Personen auf, die zu finden den Vorsatz, Mobilität, beinahe zielfahnderisches Geschick und eine schwarze Liste erfordert, weil sie in der Zone nicht mal zahlreich genug für eine Minderheit sind und so schwach, daß jede normale jugendliche Streetgang mit halbwegs intaktem Ehrenkodex sie anderswo unbehelligt ließe, weil sie sonst als ein Haufen von Feiglingen verachtet würden.«⁹

Immer wieder wurde Pohrt vorgeworfen, er leide, wie seine Polemik gegen die Deutschen beweise, an deutschem Selbsthass, und gerade darin zeige sich, dass er deutscher sei als all die Deutschen, die er kritisiere. Der Hass aber, den die Linken und Intellektuellen in seinen sarkastischen und scharfen Formulierungen entdeckt zu haben glaubten, ist bei ihm eine menschliche Regung, die einfach nur in der Weigerung besteht, still dazusitzen, wenn wie in Rostock-Lichtenhagen Ausländer attackiert werden, ohne dass staatliche Organe eingriffen. Die pogromartigen Zustände machten es ihm unmöglich, sich als unbeteiligter, »objektiver« Beobachter zu verhalten.

Nicht der in Pohrts Formulierungen beklagte Hass ist das Problem, denn als nicht mit den geringsten Machtbefugnissen ausgestatteter Autor hatte Pohrt, wie er selbst immer wieder betont hat, in der Regel keine Möglichkeit, anderen wirklichen Schaden zuzufügen, schon gar nicht hat die Kritik die Fähigkeit, den anderen zu vernichten oder gar hinzurichten, wie Schriftsteller gerne behaupten, nur weil deren Buch verrissen wurde, denn selbstverständlich wird ihnen nie auch nur ein Haar gekrümmt, vielmehr hielt Pohrt mit den unzulänglichen Mitteln des Journalismus fest, von welcher Gesinnung Leute getrieben sein müssen, die andere verfolgen und manchmal auch ermorden, ohne dass es dafür einen Grund wie Habsucht oder Eifersucht gäbe, sondern nur den abstrakten Hass auf einen anderen, der einem völlig unbekannt ist, mit dem einen sogar so existentielle Dinge verbinden wie Perspektivlosigkeit und Armut. Der Hass, den man Pohrt unterstellt, hat nichts mit dem Wunsch nach Vernichtung zu tun, er ist auch kein Ausdruck »zynischer Menschenverachtung«, sondern die verzweifelte Reaktion eines Menschen, der den straflosen Versuch der Brandstiftung unter Inkaufnahme, dass Flüchtlinge in ihrer Unterkunft verbrennen, und der verharmlosenden Reaktion der Politik und der Kapitulation staatlicher Organe hilflos gegenübersteht.

So wie Pohrt gegen die Mordversuche und tatsächlichen Morde anzuschreiben, setzt vielmehr eine Fähigkeit zur Empathie voraus. In der Verfilmung von »Tante Julia und der Kunstschriftsteller« von Mario Vargas Llosa¹⁰ sagt der Aufwiegler und Regisseur von Hörspielen im Rundfunk, Peter Falk, der mit seinen von großen Gefühlen handelnden Seifenopern das Leben als Drama inszeniert und dabei gerne an der bürgerlichen Ordnung zündelt, dass Liebe ebenso brenne wie Hass, und dass das eine

ohne das andere nicht existieren könne. Steht man allerdings Menschen in wirklich existentiellen Situationen, in denen es um Leben und Tod geht, nicht anders gegenüber als der Pressesprecher im Bundeskanzleramt, der routiniert sein »aufrichtiges Bedauern« über die als »Ereignisse« verharmlosten Mordversuche ausspricht, dann hat man den idealen Aggregatzustand eines Journalisten erreicht, der sich leicht durch einen »intelligenten Computer« ersetzen lässt, aber eines wird man von diesem auf keinen Fall erwarten dürfen: Erkenntnis und Fortschritt. »Hass«, schreibt Pohrt in seinem Vortrag über die »Zukunftsangst«, den er am 2. November 1985 in Mainz gehalten hat, ist »eines der wichtigsten Motive für den analysierenden, wörtlich: zersetzenden Verstand, dem wir alle Humanisierung vorgefundener Gewaltverhältnisse durch deren Zerstörung verdanken«. ¹¹

*Die Anfänge
bis Ende der sechziger Jahre*

Unruhe und Rebellion

Die unverwüstliche Kriegsgeneration im Nacken

»Das sichtbarste Abenteuer eines jeden Menschen besteht aus einer Folge von Akten, die das Gesetz brechen.«
André Breton

»Doch nirgends wird dieser Alptraum von Zerstörung und Schrecken weniger verspürt und nirgendwo wird weniger darüber gesprochen als in Deutschland. Überall fällt einem auf, daß es keine Reaktion auf das Geschehene gibt, aber es ist schwer zu sagen, ob es sich dabei um eine irgendwie absichtliche Weigerung zu trauern oder um den Ausdruck einer echten Gefühlsunfähigkeit handelt.«
Hannah Arendt (1950)

»In Wirklichkeit bedeutete ihr antiautoritärer Anfang ein Trauern um den Tod des bürgerlichen Individuums, um den endgültigen Verlust der Ideologie liberaler Öffentlichkeit und herrschaftsfreier Kommunikation.«
Hans-Jürgen Krahl

Nachkriegswirren

Seine Herkunft war etwas, worüber Wolfgang Pohrt schwieg, wobei familiäre Beziehungen damals sowieso kein Thema waren, das für ihn Stoff für eine abendfüllende Unterhaltung geboten hätte. Es verwundert also nicht, dass die biographischen Daten über ihn sehr spärlich sind. Fest steht, dass er nur knapp dem Krieg entronnen ist. Genau drei Tage vor der Kapitulation Deutschlands wurde Wolfgang Erik Pohrt am 5. Mai 1945 in Dommitzsch im Kreis Torgau (Sachsen) geboren. Am gleichen Tag, nur 127 Jahre früher, kam ein Mann zur Welt, der Pohrts Leben entscheidend beeinflusste: Karl Marx. Die Surrealisten hätten darin wahrscheinlich einen »objektiven Zufall« gesehen, in jedem Fall war es ein wundersamer Zufall, denn Wolfgang Pohrt war in seiner Generation einer der wenigen, der Marx nicht nur rekapituliert, nicht nur wie ein Schutzschild vor sich hergetragen hat, um sich gegen Angriffe zu immunisieren, sondern ihn mit seiner »Theorie des Gebrauchswerts« tatsächlich angewendet und weiterentwickelt hat.

Davon konnte mitten in den Kriegswirren niemand etwas ahnen. In Torgau herrschte zwei Wochen vor der Geburt Pohrts ein großes Chaos. Als sich am 25. April amerikanische und russische Truppen in Torgau an der Elbe trafen, war das ein historisches Ereignis, dem seither als »Elbe Day« gedacht wird und das einen Tag später auf der zerstörten Elbebrücke nachgestellt und fotografisch festgehalten wurde. Die amerikanische Reporterin und

Fotografin Lee Miller war damals dabei und hatte die Szenerie festgehalten:

»Die Kontaktaufnahme mit den Russen war bekanntgegeben und ein Treffpunkt auf der anderen Seite der Elbe bei Torgau vereinbart worden. Ich brach in einem mit Maschinengewehr bestückten Jeep und vier Jungs vom 273. Infanterie-Regiment der 69. Division auf. Wir nahmen eine andere Route zu dem Treffen als der Rest der Meute. Wir fuhren durch viele Städte, wobei die Einwohner ganz unterschiedlich reagierten. Viele flohen in alle Richtungen, weil sie uns für Russen hielten. Verschleppte und Vertriebene jubelten uns wild zu. Bewaffnete deutsche Soldaten versteckten sich, etc. Wenn wir anhielten, kamen die deutschen Zivilisten zurück und umlagerten uns, überglücklich, da sie glaubten, wir seien statt der gefürchteten Russen der Vorstoßtrupp der amerikanischen Besatzung.

Auf der östlichen Seite des Ufers bewegen sich große Flüchtlingskolonnen in beide Richtungen, die eine auf die Russen zu und die andere weg von ihnen. Die nach Osten gehen, sind Polen und Russen, die versuchen, zu ihren Leuten zurückzukehren, während die nach Westen Gehenden vor ihnen fliehen. Die Stadt Torgau ist zerstört und von den Krauts verlassen; nur noch Russen wohnen dort.

Es ist unmöglich zu erklären, dass mein ganzer ideologischer Austausch mit den Russen unter einer Sprachstörung litt aufgrund der neuen Art und Weise, Wodka zu trinken, der gefährlichen Schießerei in die Luft und der Tatsache, dass ich hoffte, sie behandelten die Deutschen so, wie Goebbels behauptete, dass sie es tun würden. Und ich fand es auch komisch, dass die große symbolische Vereinigung zweier großer moder-

ner Armeen so aussah: Amerikaner, die ungeschickt über einen schnellen Fluss rudern, um Russen zu treffen, die von Pferden gezogene Artilleriegeschütze bedienen.«¹

Die Familie wohnte Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in Riga, als die Mutter Pohrts zur Welt kam. Damals lebten und arbeiteten viele Deutsche in Riga. 1887 war fast die Hälfte aller Einwohner in Riga deutscher Herkunft. Schon im 12. Jahrhundert wanderten Deutsche ins Baltikum aus. Anfang des 20. Jahrhunderts machten die Balten-Deutschen ca. 13 Prozent der Bevölkerung in Riga aus. Sie gehörten in der Regel zur Oberschicht, die trotz russischer Vorherrschaft großen Einfluss ausübte. So war bis 1891 Deutsch die offizielle Amtssprache in Riga.

Die Wege der aus Riga in Lettland stammenden Mutter Roswitha Bong nach Dommitzsch sind verschlungen. Sie wurde am 7. August 1909 geboren und hatte ihren Schulabschluss am Gymnasium gemacht. Aber bevor die Familie in den Westen aufbrach, war sie noch nach Viljandi (Fellin) in Estland gezogen, 220 Kilometer weiter nördlich, wo sie wahrscheinlich ihren späteren Ehemann Gert Uno Pohrt kennenlernte und 1916 ihre Schwester zur Welt kam. 1915, nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs, lag Riga an der Frontlinie. Die Blüte und der Aufschwung der Hafenstadt wichen jetzt der Kriegswirtschaft, unter der etwa 200.000 Einwohner zu leiden hatten, denn es wurden vor allem Arbeiter mit ihren Familien nach Zentralrussland deportiert, um die Rüstungsindustrie anzukurbeln. Trotz der russischen Bemühungen fiel Riga im September 1917 den Deutschen in die Hände. Allerdings nicht lange. Nach Kriegsende wurde Riga zum Schauplatz des lettischen Unabhängigkeitskrieges, in den alle

möglichen Kriegsparteien verwickelt waren. Allein im Jahr 1919 versuchten sowjetrussische Truppen, die baltische Landeswehr zusammen mit deutschen Freikorps und die weißrussische Befreiungsarmee die Vorherrschaft in der Stadt an sich zu reißen, was ihnen jeweils für kurze Zeit auch tatsächlich gelang und den Bürgern nicht gerade ein Gefühl der Sicherheit vermittelte. Kein Wunder, dass sich die Familie möglichst weit weg in Sicherheit brachte.

Wann die Familie Richtung Westen zog, ist unbekannt, aber nach Beendigung des lettischen Unabhängigkeitskriegs begann schon ab 1920 eine erneute Blütezeit in Riga, weil den großen Minderheiten wie Russen, Deutschen und Juden weitgehende Rechte eingeräumt wurden. Gleichzeitig riefen die Flüchtlingsmassen, die seit dem Ersten Weltkrieg unterwegs waren, Probleme hervor, auf die die Staaten mit einer »Denaturalisationsgesetzgebung« reagierten. Weit über diese Bestimmungen hinaus gingen die Nazis 1933, als sie gesetzlich festlegten, dass allen im Ausland lebenden Deutschen jederzeit die Staatsbürgerschaft entzogen werden konnte. Die Vergehen, die den Verlust der Staatsbürgerschaft nach sich zogen, waren in den Verordnungen so vage gehalten, dass es buchstäblich jeden treffen konnte. Zwar wohnte die Familie zu diesem Zeitpunkt bereits in Berlin, denn Pohrts Schwester kam am 9. April 1933 im Bezirk Schöneberg zur Welt, aber die rechtliche Situation von Flüchtlingen, Staatenlosen und im Ausland lebenden Staatsbürgern war schon die gesamten zwanziger Jahre über prekär und unsicher.

Am 27. Dezember 1931 heiratete die Mutter den aus Fellin in Estland stammenden und am 10. September 1903 geborenen Gert Uno Pohrt, der laut Meldekarte »Ingenieur« war und von dem sie sich vom Landgericht

Bromberg Ende 1942 wieder scheiden ließ. Jedenfalls geht das aus Unterlagen des Einwohnermeldeamtes Bad Krozingen hervor, wohin es die Mutter mit ihrem Sohn später verschlug. Warum in Bromberg ist unklar, aber möglicherweise hatte dort die Heirat stattgefunden, denn Bromberg liegt in der Nähe von Toruń, wo die Familie Anfang der Dreißiger lebte, und Toruń wurde nach dem Überfall der Deutschen auf Polen 1939 dem Regierungsbezirk Bromberg zugeordnet, d.h. vermutlich musste man die Papiere für die Scheidung dort beglaubigen lassen, denn man hatte ja geheiratet, als Thorn noch Toruń hieß und polnisch war.

Aus den Einwohnermeldepapieren aus Bad Krozingen geht weiterhin hervor, dass die Scheidung erst am 23. Januar 1943 rechtskräftig wurde. Schon vorher, und zwar am 31. Juni 1941, erhielt Roswitha Pohrt die vom Regierungspräsidenten in Würzburg beglaubigte Einbürgerungsurkunde ausgehändigt, d.h. dass sie als eine im Ausland geborene Deutsche, was sie vermutlich war, sich nunmehr mit diesem Dokument als »Reichsdeutsche« ausweisen konnte.

Von Gert Uno Pohrt ist außer den dürren Fakten seines Geburtsorts und seines Geburtsdatums nichts bekannt, auch nicht, wann er eingezogen wurde und wann er im großen vaterländischen Krieg schließlich fiel, aber vermutlich ist er in den letzten beiden Kriegsjahren, also nach der Scheidung, gefallen, da die Mutter Pohrts sonst den Status einer Witwe innegehabt hätte. Wann sich Roswitha Pohrt, die den Namen ihres Ex-Mannes beibehielt, mit ihrer Tochter in Dommitzsch niedergelassen hat, wo sie als Aushilfslehrerin arbeitete, darüber gibt kein Dokument Auskunft, aber vermutlich verließ sie Berlin, als die Bombardierungen zunahmen. Vielleicht hatte es auch damit zu tun, dass sich die reiselustige

Mutter in Georg Schwarz verliebte, der Schauspielleiter in Dessau war und von dem sie mitten im »Endkampf« ein zweites Kind erwartete. Als der jedoch verlangte, das Kind in ein Internat abzuschicken, ging die Beziehung auseinander.

Georg Schwarz, der die Vaterschaft ablehnt, hat sein Kind nie gesehen, und der als Wolfgang Erik Pohrt am 5. Mai 1945 geborene Sohn – die Geburtsurkunde wurde erst am 26. Oktober 1945 ausgestellt, da die zivilen Einrichtungen noch nicht wieder ihre Arbeit aufgenommen hatten – lernt seinen Vater nie kennen. Und an diesen komplizierten Verhältnissen, in denen vieles nicht gesichert ist und im Dunkeln bleibt und die eine längere Verweildauer oder ein Einrichten in gesicherten Strukturen nicht möglich machten, erkennt man ein bisschen den modernen Flüchtling, wie er in Eric Amblers Romanen vorkommt und dessen prekäre Existenz Pohrt in seiner kongenialen Studie über Ambler analysiert.

»Festgehalten im Stand der Rechtlosigkeit, welcher den der Gesetzlosigkeit einschließt, waren sie [die Flüchtlinge] der anschaulichste Beweis für das Schrumpfen des Geltungsbereichs von Gesetzen, für Zersetzungserscheinungen im Bereich staatlicher Kontrolle über die Bevölkerung und überhaupt für die wachsende Unfähigkeit des überkommenen Sozialgefüges, das Leben der Menschen in geregelten Bahnen zu halten.«²

Domnitzsch, in dem die Mutter schließlich strandet, ist eine kleine, öde Ortschaft westlich der Elbe. Dass sie im vorletzten Kriegsjahr, in dem die russischen Truppen immer näher rücken, schwanger wird, macht das Leben nicht einfacher. Die folgenden Jahre sind wie überall von

Entbehrungen geprägt, vom Organisieren des Überlebensnotwendigen, und zudem voller Pläne, möglichst schnell und möglichst weit weg von den Russen zu kommen. Mit der Flucht ins Badische tauscht die Mutter eine trostlose Kleinstadt gegen eine andere aus, wo das Leben von kleinbürgerlichen Verkehrsformen bestimmt wird. Hier findet die Flucht ein Ende und damit auch der Status eines Flüchtlings, denn die Mutter besitzt im Unterschied zu Amblers Arthur Abdel Simpson – diesen Namen benutzt Pohrt später einmal als Pseudonym – mittlerweile das richtige Dokument, einen deutschen Pass.

Im Mai 1950 zieht sie mit ihren beiden Kindern nach Bad Krozingen in ein kleines, gerade fertiggestelltes und für die fünfziger Jahre typisches Vierfamilienhaus in der Belchenstraße 38, wo Wolfgang Pohrt von 1952 bis 1956 die Volksschule besucht. Vermutlich fiel ihr der Entschluss leicht, denn in der Gegend des unkämpften Torgau war vieles zerstört worden. Wie sie nach Bad Krozingen gelangte, darüber ist nichts bekannt, aber da Westdeutschland 1950 aufgrund der gestrandeten Flüchtlinge zehn Prozent mehr Einwohner hatte als vor dem Krieg und 16,5 Prozent der Gesamtbevölkerung aus den verlorenen Ostgebieten stammten, während zugleich 25 Prozent des Wohnungsbestandes nicht mehr existierten, waren die Flüchtlinge nirgends sonderlich beliebt.³ Man gab ihnen zu verstehen, dass sie sich zum Teufel scheren sollten, häufig wurden sie als »Zigeunerpack« beschimpft, und manchmal mussten die Alliierten eingreifen, damit die Vertriebenen den ihnen zugewiesenen Wohnraum beziehen konnten, meist in äußerst beengten Verhältnissen.

Gestrandet in Bad Krozingen

In seinem Artikel »Heimat« (1984)⁴ streift Pohrt das Thema, als er auf die allgemeine »Heimatlosigkeit« in der Nachkriegszeit zu sprechen kommt, als die Flüchtlinge aus ihrer Heimat vertrieben wurden und die Einheimischen sich wie Fremde fühlten, weil die Vertriebenen aus den ehemaligen Ostgebieten bei ihnen einquartiert wurden. Die Schnulze »Heimatlos« von Freddy Quinn wird zur sentimental Hymne der Deutschen, in der sich alle wiederfinden, auch wenn es wie bei den Pohrts nicht ganz so dramatisch zugegangen ist, denn Roswitha Pohrt bekam laut einer handschriftlichen Notiz auf einer »Liste Ostflüchtlinge« des Stadtarchivs Bad Krozingen eine Hinterbliebenenrente, und das ist eine weitere Ungeheimtheit, denn das hieße wiederum, dass sie verwitwet gewesen sein musste. Auch wurde sie bei der Vermietung von Wohnraum bevorzugt behandelt. In einem anderen Haus in der Belchenstraße, das von der gleichen »Gemeinnützigen Wohnungsbaugesellschaft« errichtet worden war, ist, wie es in einem amtlichen Schreiben heißt, »Belegung mit Geflüchteten über ein Kontingent nachgewiesen«.

Am 20. Juli 1955 beantragte Roswitha Pohrt in Bad Krozingen für das zehnjährige Kind eine Namensänderung von Bong in Pohrt und bekam über diesen Vorgang gegen eine Gebühr von elf DM eine Urkunde ausgehändigt, die nach dem Gesetz »über die Änderung von Familiennamen und Vornamen vom 5.1.1938 – RGB1.1 S. 9«

rechtskräftig wurde, denn uneheliche Kinder mussten den Mädchennamen der Mutter annehmen und verloren automatisch den Namen, der der Frau damals durch Heirat zugesprochen wurde.

Auch als Pohrt von 1956 bis 1962 auf das Progymnasium in Staufen geht, bevor er die folgenden zwei Schuljahre auf das Rotteckgymnasium in Freiburg wechselt, dürfte er häufig als »Polacke« beschimpft worden sein. Das Leben als Paria und Außenseiter war ihm also nicht fremd, und auch wenn er als Kind vielleicht noch nicht begreifen konnte, warum die Leute so reagierten, den Hass und die Ablehnung bekam er täglich zu spüren. Der Hass, den Hannah Arendt in der Zwischenkriegszeit in der Atmosphäre des öffentlichen Lebens feststellte und der geladen schien »mit der schwülen und unheilvollen, diffusen Irritabilität einer Strindbergschen Familientragödie«, war auch nach 1945 noch zu spüren, als »er in alle Poren des täglichen Lebens« drang, er »konnte sich nach allen Richtungen verbreiten, konnte die phantastischsten, unvorhersehbarsten Formen annehmen«.⁵

Pohrt war diese Zeit durchaus präsent:

»So lange ist es noch nicht her, dass eine ›uneheliche Mutter‹ – so hieß die damals – sozial geächtet war. Kinder hatten dem heiligen Bund einer auf Lebenszeit geschlossenen Ehe zu entstammen. Wenn nicht, dann war das nicht nur für die Mama, sondern auch für die Kinder ein Makel.«⁶

Pohrt hatte also ein feines Sensorium für diese Art sozialer Ächtung ausgebildet; in der von Neid und Missgunst geprägten Atmosphäre, in der er aufgewachsen war, hatte er gelernt, bedingungslos für das Aufenthaltsrecht von Flüchtlingen einzutreten, und zwar nicht nur, weil man

billige Arbeitskräfte benötigte. Und vielleicht reagierte er nicht zuletzt auch deshalb so fassungslos auf Hoyerswerda, weil dort Flüchtlinge um Leib und Leben fürchten mussten allein aufgrund der Tatsache, dass sie irgendwo einquartiert wurden, genauso wie die Nachkriegsflüchtlinge.

Leute, in deren Verhalten er die Muster der sozialen Verachtung wiedererkannte, den Hass auf alles, was nach ihrer Meinung nicht hierher gehörte, waren seine Feinde, und die überzog er mit Häme und Spott und führte ihnen ihre Schäbigkeit argumentativ vor Augen. Die kleinbürgerliche Umgebung, in der er aufwuchs, war bestimmt keine friedliche Idylle, sondern ähnelte eher einem Minenfeld aus Ressentiments, in dem man ständig auf der Hut sein musste, um Angriffen, Beleidigungen und Gängelungen aus dem Weg zu gehen. Schon den falschen Akzent zu sprechen konnte da empfindliche Folgen haben. In seinem Essay über Ambler schrieb Pohrt:

»Die auf falschem Akzent beruhende gesellschaftliche Diskriminierung und die von der Zurücksetzung verursachte Sensibilität, das feine Gehör also mag der Grund dafür gewesen sein, daß unter den Wörtern, die sich im Hirn von Kindern mitunter einnisten wie das Sandkorn in der Auster, im Falle des kleinen Ambler eines mit weitreichenden Folgen war.«⁷

Gemeint war das Wort »Flüchtling«, und genauso könnte es auch bei Pohrt gewesen sein. Jedenfalls hatte er schon früh Gelegenheit, die Massenpsychologie der Deutschen unter Extrembedingungen zu studieren, und sein Verhalten war davon in gewisser Weise geprägt, wenn er unduhlsam und schneidend auf Ressentiments und Ignoranz reagierte. Aber seine frühen Erfahrungen schützten ihn

auch davor, sich Illusionen über die Deutschen zu machen, und selbst als ihm noch eine politische Revolution als die einzige Möglichkeit schien, gesellschaftliches Unrecht abzuschaffen, war ihm bewusst, dass man mit diesen Deutschen besser keine Revolution versuchen sollte.

Es geht hier jedoch nicht einfach um eine frühkindliche Prägung in einem Klima des Hasses. Dem retrospektiven Blick auf das Leben entgeht auch einiges, wenn er nur auf das Elend schaut. Für die Kinder waren die Trümmer der Nachkriegszeit eine große Abenteuerlandschaft, in der man ein ungebundenes Leben in Freiheit verbringen konnte. Die Ruinen in Berlin waren nicht nur ein Sinnbild des Elends und der Not, sondern sie entfalteten auch eine Faszination. Die Trümmerlandschaft wurde z.B. als Hintergrund für Modefotos festgehalten oder diente als eindrucksvolle Filmkulisse für »A Foreign Affair« (1948) mit Marlene Dietrich, die lange überlegte, ob sie die Rolle als von den Nazis angehimmelte Künstlerin spielen sollte, die nun in einer verrauchten Ruinenspelunke für die Amerikaner sang. Wie auch immer die familiäre Situation der dreiköpfigen Familie Pohrt gewesen sein mochte, sie hielt für das Kind auch so etwas wie Freiheit, Intensität und Glück parat, die aus einem materiellen Mangel heraus entstehen können, eine »nie gekannte, eruptive Daseinsfreude«,⁸ die Harald Jähner in »Wolfszeit« beschreibt, wenn sich alles neu ordnet, was aus den Fugen geraten war.

Pohrt hat dieses Phänomen in seiner Studie »Brothers in Crime« gestreift unter dem Stichwort »Rumtreiber«, als er das von ihm geschätzte Buch »The Gang« über das Chicago der Zwanziger von Frederic M. Trasher besprach, dem bei der jahrelangen Beobachtung der Slumbewohner nicht nur das Elend auffiel, sondern auch das freie, ungebundene Leben. Und vermutlich hätte er

diesen Aspekt nicht erwähnt, wenn er nicht selbst diese Erfahrung gemacht hätte.

»Zwar leiden die Kinder in den Slums unter Entbehrungen aller Art: Dürftiges Essen, erbärmliche Wohnungen, die Eltern überlastet und zerstritten. Dafür bekommen diese Kinder, was die anderen nicht haben, nämlich Wirklichkeit. Denn Gangland bietet den Jungs, wovon die Kameraden in den besseren Wohngebieten nur träumen. Die wohlbehüteten Kinder lesen Rittergeschichten, und vielleicht besitzen sie eine Spielzeugkiste voll mit Requisiten und Kostümen. Aber viel anfangen können sie damit nicht, weil der Mummenschanz bald langweilig wird. Im Slum dagegen haben die Kinder das wilde Mittelalter, das sie lieben, vor der Tür.«⁹

Ein aus Pohrts Nachlass stammender »Tabellarischer Lebenslauf« enthält einige wenige Stichpunkte. Unter dem Jahr 1956 steht: »Krise; Kaffeewärmer, Schlitzauge«. Es war das Jahr, in dem seine zwölf Jahre ältere Schwester mit 23 Jahren eine Tochter bekommt. Der elfjährige Wolfgang muss nun, nach der Erzählung der Nichte, die fast ausschließlich ihm geltende Aufmerksamkeit seiner Mutter mit dem neuen Familienmitglied teilen, was immer wieder zu Streit führt, bis die Schwester das Haus verlässt, das Kind aber bei seiner Oma bleibt.

Ein anderer Eintrag unter 1960 enthält eine Aufzählung, was der 15jährige Pohrt gelesen hat: kilowise Groschenhefte, und zwar Rolf Torrings Abenteuer, eine Romanheftreihe, die schon in den Dreißigern erschien und nach dem Krieg jedoch inhaltlich und ideologisch der neuen Zeit angepasst wurde und heute im Internet teuer gehandelt wird. Dann Jörn Farrows U-Boot-Abenteuer,

die »Fernando, der Bandit« hießen oder »Die Spuk-Insel«, »Weiße Sklaven« oder »Schrecken der Meere«, auf dem ein Mann in den Fängen einer Riesenkralde sich zu wehren versucht. Neben diesen beiden heute eher nicht mehr so bekannten Autoren von Heftchen-Romanen, hat Pohrt noch Tom Prox notiert, dessen Westernabenteuer noch heute von Bastei Lübbe vertrieben werden. Außerdem Billy Jenkins, der nach einem abenteuerlichen Leben als Varieté-Künstler und Westernreiter während der NS-Zeit seine jüdische Herkunft verbergen musste und als NSDAP-Mitglied im Berliner Wintergarten, in der Scala und im Hansa-Theater auftrat, u.a. noch 1939 als Cowboy, der im Berliner Plaza seine Lassokünste vorführte und schließlich Wildwest-Romane schrieb. Vor allem aber las Pohrt »Jerry-Cotton«-Hefte, die mit einer Gesamtauflage von 850 Millionen Exemplaren erfolgreichste Krimiserie.

Das Verschlingen solcher Abenteuerhefte, die ihn alles um sich herum vergessen ließen, bescherte ihm Momente des Glücks und beweist ganz nebenbei, dass die Klage der Kulturkonservativen, »Schundliteratur« würde zur Verblödung führen, auf ihre Urheber zurückfällt. In diesen Heftchen geht es ohne Umschweife zur Sache, was sie bieten, ist Spannung, und Spannung verspricht zumindest zeitweilig Ablenkung von der schlechten realen Welt. Wie jede Jugendlektüre bleibt sie im Gedächtnis, und Pohrt verdrängt oder verspottet sie auch später nicht als Trivialliteratur, sondern zieht sie als solche selbst noch der Gegenwartsliteratur von 1985 vor, die meist so öde und zäh ist, dass sie nicht mal, wie Harry Rowohlt zu sagen pflegte, zum Einschlafen taugt. Überhaupt empfindet Pohrt eine Hochachtung für Autoren wie Balzac, die für den Tag und für den Markt geschrieben haben und den Leser nicht mit introvertierter oder erbaulicher Literatur

langweilen durften. In seinem Artikel »Kein älterer Hut als ein neues Buch« schreibt er:

»Endgültig verschlissen ist damit [mit der Verlagspolitik, alle Themen auszuschlachten und plattzuwalzen] die literarische Substanz, die vor 20 oder 30 Jahren Billy Jenkins, Tom Prox, Kommissar X, Perry Rhodan, Donald Duck und Jerry Cotton hier geschaffen haben. Nach rund zwanzig Jahren einheimischer Literatur zum Abgewöhnen steht fest: keine neue Pflichtlektüre, sondern nur das Groschenheft kann die Bevölkerung, speziell die Autoren, Rezensenten und Kulturredakteuren vor dem drohenden Analphabetismus retten.«¹⁰

Die Lektüre scheint Wolfgang Pohrt Lust auf eigene Abenteuer zu machen, das normale Leben verliert für ihn mit 15 jede Attraktivität, er will und kann nicht mehr funktionieren in einer Umgebung, die für ihn »Krise« bedeutete, dessen Symptom so etwas wie der »Kaffeewärmer« gewesen sein könnte, ein typisches Accessoire der kleinbürgerlichen Lebensweise, das den Ausbruch geradezu herausfordert und sich sogar in physischen Beschwerden wie »Halsweh, Erkältung, Magenbeschwerden« niederschlagen, die als Stichpunkte nicht dastünden, wenn sie nicht auch psychische Ursachen gehabt hätten.

Der folgende Eintrag aus dem Jahr 1960 lautet: »Denunziatorische Aufklärung über die Herkunft«. Was immer ihm da zugestoßen sein mag, es muss tiefe Spuren hinterlassen haben, denn Denunziation ist ein starkes Wort, das Pohrt Jahrzehnte später mit Sicherheit nicht unbedacht hingeschrieben hätte. Vermutlich hat die »Aufklärung« mit seinem Vater zu tun, den er nie kennenlernte. Dass dies nicht ganz unwahrscheinlich ist, belegt

eine von seiner Nichte erzählte Episode, derzufolge Wolfgang Pohrt – möglicherweise Ostern 1963, also mit 18 Jahren – mit seiner späteren Frau Maria nach Berlin zu Verwandten getrampt ist, um dem Geheimnis seiner Herkunft auf die Spur zu kommen. Die Dokumente und Briefe, die sie dann mitnahmen, vergaßen sie jedoch im Auto der Mitfahrgelegenheit, mit der sie zurück nach Baden fuhren. Durchaus möglich, dass Pohrt diese Dokumente mit Absicht liegen ließ; unwahrscheinlich hingegen ist ein zufälliges Vergessen, da sie der Grund für eine Reise nach Berlin waren.

Auf jeden Fall scheint Wolfgang Pohrt »aus der Spur« zu geraten, wie die weiteren Stichworte verraten, die ebenfalls unter dem Jahr 1960 auftauchen. Er fängt an zu rauchen, trägt Zeitungen aus, arbeitet auf dem Feld vermutlich als Erntehelfer und unterschlägt sein Schulzeugnis. Als Folge davon reißt er mit einem Freund aus, schmiedet Pläne, über Hamburg nach Marseille auszuwandern, und träumt davon, bei einem Preisausschreiben eine Reise in die USA zu gewinnen und »nie mehr« zurückzukehren.

Pohrts Unzufriedenheit mit seinem Zuhause belegt auch eine von KD Wolff erzählte Episode. Als dieser mit seinem Bruder Frank, der auf dem Gymnasium mit Pohrt in die gleiche Klasse ging, ihn zu Hause besuchte und von seiner Mutter freundlich empfangen wurde, schien das dem vielleicht 16jährigen Wolfgang sichtlich unangenehm gewesen zu sein, weil er, wie KD Wolff vermutete, sich wegen seiner Mutter und seiner kleinbürgerlichen Herkunft schämte. Womit dieses Widerwillen ausstrahlende Verhalten Pohrts in jedem Fall zu tun hatte, dass es einem peinlich ist, wenn Freunde Einblick in die verhasste Privatsphäre bekommen, ein Phänomen, das heute nicht anders ist als früher, aber in Zeiten der damals

beginnenden subkulturellen Unruhen vielleicht häufiger als sonst vorkam und tiefere Spuren hinterließ.

Ein Jahr später – 1961 – scheint sich die Situation zu beruhigen, Pohrt notiert »Reintegration« und hält fest, dass er »in Mathe von knapp 4 auf gut 2« gekommen ist. Im Sommer, Herbst und Winter arbeitet er in der Schnapsfabrik Schladerer und fährt das erste Mal Mitte des Jahres nach Berlin. 1962 notiert er: »Stehcafé und Zigaretten – Party – Bodensee – Fotoapparat – Theater Andorra«, ein Drama des Schweizer Schriftstellers Max Frisch, der in einer Parabel der Frage von Schuld und Identität nachgeht und am Beispiel antisemitischer Einstellungen beschreibt, wie sich Vorurteile auswirken, Themen also, die den 17jährigen mit der nationalsozialistischen Vergangenheit konfrontieren, und zwar auf ganz andere Weise als im alltäglichen Leben, in dem man ständig mit Menschen im Clinch liegt, die einen stromlinienförmig zurechtbiegen möchten. »Engagiertes Theater« nannte man das damals, und als das Stück am 2. November 1961 in Zürich Premiere hatte, rief es ein großes Echo in der Presse hervor und wurde zu einem der erfolgreichsten Theaterstücke der Nachkriegszeit. Frischs Stück »Andorra« würde kaum in seinen Notizen Erwähnung finden, wenn Pohrt nicht mit seiner theaterbegeisterten Mutter in die Schweiz zur Aufführung gefahren wäre, denn offensichtlich scheint sie großen Eindruck auf ihn gemacht zu haben.

Zu Hause geht es nicht sonderlich harmonisch zu, denn im Alter von 19 kommt es schließlich zum »Bruch«, er schmeißt mitten in der Abiturklasse »aus sehr privaten Gründen« die Schule hin, arbeitet auf dem Bau, um Geld zu verdienen, und fährt am 17. August 1964 von München nach »Beograd«. Dieses Datum steht in seinem Reisepass, aber dass dieses Ereignis auch in seinen biogra-

phischen »Stichpunkten« auftaucht, lässt darauf schließen, dass die Reise mit seiner vier Jahre jüngeren Freundin Maria, deren Eltern aus Novi Sad stammen, möglicherweise die erste größere Reise mit ihr allein war.

Novi Sad liegt an den Ufern der Donau und wird als »serbisches Athen« bezeichnet. Alexandar Tišma ist dort aufgewachsen, und sein Roman »Der Gebrauch des Menschen« spielt in dieser Stadt, die eine Geschichte hat, die noch nicht vergessen ist, als Pohrt dort seine Ferien verbringt: 1942 wurden auf Befehl eines von den Nazis unter Druck gesetzten ungarischen Generals (das Königreich Ungarn gehörte zu den Achsenmächten, die Novi Sad besetzt hatten) über 1200 Zivilisten, darunter 800 Juden, erschossen. Auch die Befreiung der Stadt Ende 1944 durch die Partisanen, denen sich Alexandar Tišma mit zwanzig angeschlossen hatte, ist den Bewohnern dreißig Jahre später noch im Gedächtnis. An diese »großartige Tradition der Partisanen« erinnert Pohrt später in einem nicht zustande gekommenen Interview mit Milošević und schreibt rückblickend über einige merkwürdige Dinge, mit denen man als deutscher Tourist damals konfrontiert wurde und die durch den Bürgerkrieg in Jugoslawien mehr als nur eine Randglosse werden:

»In der Wojwodina war ich 1964 zum ersten Mal. Ich kam damals mit Ungarn ins Gespräch, die den Deutschen herzlich empfingen und sich als große Hitler-Verehrer entpuppten. Das hat mich gewundert. Gewundert hat mich auch, daß Radio Novi Sad in ungarischer Sprache gesendet hat, und daß es ungarische Schulen gab. Später hat mich gewundert, daß man in Slowenien im Restaurant nicht bedient worden ist, wenn man auf Serbokroatisch bestellte. Sprach man Deutsch, kam der Kellner gleich angeflitzt. Das alles wurde geduldet.

Was nicht geduldet wurde, war die Kritik von Djilas an der ›Neuen Klasse‹. Djilas saß im Gefängnis, die völkischen Agitatoren saßen im Rundfunk.«¹¹

Am 2. September 1964 ergreift Pohrt die Flucht nach Berlin und wohnt ab dem 15. September in einem »trüben, möblierten Zimmer« im Kapellensteig 1 in der Siemensstadt. In dem typischen grauen Berliner Wohnblock stellt ihm der Arbeitgeber eine Werksunterkunft »bei einer Schusterwitwe« zur Verfügung, »die mich am Samstagabend einlud, mit ihr Peter Frankenfeld zu gucken«.¹² Den Job als Hilfsschlosser bei Siemens hält er jedoch nicht lange aus, nachdem er auf einer Betriebsfeier eines langjährigen Mitarbeiters einen Blick in die eigene Zukunft wirft, die nur den Tod auf Raten verspricht, sollte er bei Siemens bleiben. Stattdessen holt er auf dem Abendgymnasium das Abitur nach und verdient sich als »Marktverkäufer« und bei »Feinkost Jaletzke« seinen Unterhalt.

Das heißt aber nicht, dass das Leben nicht auch seine angenehmen Seiten gehabt oder Pohrt das zurückgezogene Leben eines Einsiedlers geführt hätte. In einem 1987 gehaltenen Vortrag gibt er einen Hinweis auf seine Freizeitgestaltung in dieser Zeit:

»Damals, Mitte der 60er Jahre, florierte in West-Berlin eine Nachtlokal-Kette, die mit dem Spruch ›Was soll'n wir reden, gehn wir ins Eden‹ um Besucher warb. In manchen Räumen liefen Zeichentrickfilme, andere waren zu Diskotheken ausgebaut, und nirgends saßen diese schweigend ins Gespräch vertieften Mumien herum, die sich im Hypnotisieren von Kaffeetassen und Biergläsern übten. Ein dankbares Publikum sorgte allabendlich für drangvolle Enge, denn damals hatten es

nicht nur die protestierenden Studenten satt, nach Feierabend noch die eigene Sozialverträglichkeit durch jene Art von Pflichterfüllung zu beweisen, die in der Aufrechterhaltung des Scheins besteht, man genieße das Spiel mit der Belanglosigkeit, das früher Konversation hieß und längst harte Arbeit geworden war, die jedem den Schweiß auf die Stirn und das Blut in die Ohren treibt.«¹³

Das Ringen um die Wahrheit

Am 21. Mai 1965, mit 20 Jahren, unterzog er sich »der Reifeprüfung für Schulfremde«. Mit den »Leistungen«, also den Noten, würde er heute von keiner Universität mehr aufgenommen. In dem ihm ausgehändigten »Zeugnis der Reife« hat er lediglich in Geschichte und Gemeinschaftskunde ein »gut«, und lediglich in Physik und Chemie ein »befriedigend«. In allen anderen Fächern (Erdkunde, Deutsch, Englisch, Französisch, Mathematik und Biologie) wird er mit »ausreichend« benotet. Eigentlich hätte Pohrt gerne Physik studiert, weil es sein »Lieblingssfach« war, aber nach seinen deprimierenden Erfahrungen bei Siemens und in der Abendschule wollte er wissen, »warum die Menschen ein ungelebtes Leben hinnehmen«.

Das Studium des seiner Meinung nach dafür zuständigen Faches Psychologie verhinderte der Numerus clausus, aber es war sowieso eine Fehleinschätzung, von diesem Studium Antworten auf seine Fragen zu erwarten.

Wieder steht ein Umzug an. Diesmal in den Ernst-Bumm-Weg, eine kleine Sackgasse in der Nähe des Spandauer Damms, in eine hässliche, kleinbürgerliche Wohnanlage aus den Fünfzigern, unweit des Charlottenburger Schlosses. Er schreibt sich an der FU Berlin im Fach Soziologie und in den Nebenfächern Psychologie, Politik, Germanistik und VWL ein.

Nun begann die »Resozialisierung« nach Schulabbruch und Abendschule. »Aus dem Paria Schulabbrecher & Ge-

legenheitsarbeiter war ein anerkanntes Mitglied der Gesellschaft geworden, ein Student.«¹⁴ Er bekam während der Semestermonate 200 Mark Stipendium, musste also jobben, um sich über Wasser zu halten. Das Studium der Soziologie erweist sich als »unbekömmlich«. Vor allem für einen, der Dostojewski liest und weiß, was Spannung ist, ist das, was im Fach Soziologie angeboten wird, »hochkonzentrierte Langeweile«. Und um die zu ertragen, bräuchte man schon »das Naturell eines Krokodils, das tagelang im Schlamm liegend auf seine Beute warten kann, ohne dass ihm je langweilig würde«.¹⁵

Pohrt steht also vor der Entscheidung, das Studium abzubrechen, beschließt dann aber, »der Soziologie eine letzte Chance zu geben«. Seiner eigenen Legende zufolge greift er mehr oder weniger willkürlich in der Seminarbibliothek unter A wie Adorno nach einem schmalen, grauen Bändchen eines ihm unbekanntem Autors. Das Buch heißt »Dialektik der Aufklärung«:

»Ich verstand alles und nichts, weil ich viele Vokabeln gar nicht kannte und nur aus dem Zusammenhang auf ihre Bedeutung schließen konnte. Die Fremdwörter schrieb ich auf, wenn ich mich nachts durch das Büchlein durchbiss, um sie am nächsten Tag in der UB nachzuschlagen. Das machte mir überhaupt keine Mühe, sondern war ein Vergnügen wie die Lösung eines interessanten Rätsels, eigentlich Detektivarbeit. Ich las das Buch wie einen Krimi, es hielt mich nächtelang wach. Ich glaubte, eine ungeheure Willenskraft und einen tiefen Ernst zu spüren, das Gegenteil von der mir zutiefst verhassten üblichen infantilen akademischen Gemütlichkeit, und stellte mir Adorno und Horkheimer als Menschen vor, die Büchner mit einem aufgeklappten Rasiermesser verglichen hatte. Sie waren das genaue

Gegenteil, keine Fanatiker, sondern Genießer. Unbestechlich, wie ich denke, aus Eigennutz, weil sie wussten, dass ihre Gedanken unbezahlbar, nicht in Gold aufzuwiegen waren.«¹⁶

Jetzt war Pohrt ein richtiger Student, »der nächtelang mit heißen Ohren wissenschaftliche Bücher verschlingt und mit sich selbst um die Wahrheit ringt«.¹⁷

Den Herbst und Silvester verbringt er in Rastatt, wo die Eltern der damals 16jährigen Maria Schmidt wohnen. Sie ist nicht nur eine Jugendfreundin, sondern sie wird die Frau seines Lebens, vielleicht sogar zu seiner Obsession. Davon erzählt eine Episode, in der Pohrt vollkommen verzweifelt darüber war, dass die Familie von Maria umgezogen war, ohne dass sie ihm davon erzählt hatte. Pohrt begibt sich auf die Suche und findet die Schmidts in einem Nachbarort. Er klingelt und fragt Maria vorwurfsvoll, warum sie ihm nichts vom Umzug erzählt hätte, worauf Maria antwortet: »Ich wusste, dass du mich finden würdest.«

1966 vertieft er sich in das Studium von Adorno und Horkheimer, u.a. beschäftigt er sich mit der zweibändigen Ausgabe von »The Authoritarian Personality« und kommt seinen spärlichen Eintragungen zufolge lediglich im Sommer nach Freiburg, um in der Forstverwaltung zu arbeiten und Silvester in Karlsruhe zu feiern. 1967 zieht Wolfgang Pohrt nach Frankfurt in eine »Mansarde«, vermutlich um näher bei Maria zu sein, jedenfalls hat dieser Grund für Pohrt seither immer Priorität, und nicht etwa die Möglichkeit, bei Adorno studieren zu können, bei dem er ein Seminar über die »Autoritäre Persönlichkeit« besucht, das zu einer der »herbsten Enttäuschungen« seiner Studienzeit zählt:

»Alles goldrichtig irgendwie, ebenso fleißig wie bemüht, alles so ewig schon bescheidwisserisch hingebimst, daß man's nicht mehr hören mag, vergeistigt auf diese penetrante Art, ganz anders als in Adornos Texten, wo es in einem Atem heißt: ›Philosophie ist das Allerernsteste, aber so ernst wieder nicht!‹«¹⁸

Wenn man das von Pohrt angefertigte Protokoll eines Referats in einem Adorno-Seminar vom 23. Januar 1968 über »Probleme der autoritätsgebundenen Persönlichkeit« liest,¹⁹ weiß man auch, was Pohrt meint, denn man merkt dem Text die Mühe an, dem universitären Anspruch in einer wissenschaftlich-verschraubten Sprache gerecht zu werden.

Auch die Tatsache, in Frankfurt seinen ehemaligen Klassenkameraden Frank Wolff wiederzutreffen oder dem Studentenfürher Hans-Jürgen Krahl im Kolbheim-Keller zu lauschen, wo dieser selbst noch nach exzessivem Alkoholgenuss stundenlang auf höchstem theoretischen Niveau monologisieren konnte, wie Pohrt einmal erzählte, spielte bei seinem Entschluss, nach Frankfurt zu ziehen, nicht die entscheidende Rolle. Die Semesterferien verbringt er mit der nunmehr 18 gewordenen Maria in der Nähe ihrer Eltern auf einem Zeltplatz bei Rastatt, in Frankfurt ist er jetzt aktiver Teil der Studentenbewegung und Mitglied des SDS.

Als Pohrt später nach dem Einfluss Horkheimers und Adornos auf ihn gefragt wird, sagt er, dass sie den Einfluss zweifellos hatten, allerdings nur deshalb, weil das »Glück« auf seiner Seite war, »in einer bestimmten Zeit zu lernen, in einer Zeit, die einen dazu bringt, Adorno und Horkheimer zu lesen. So was tut heute keiner mehr. Das ist kein Zufall.«²⁰ Und will man wissen, warum das so ist, müsste man sich weiter fragen, »wie hat sich damals ein

geistiges Klima gebildet, wo zum ersten Mal in der Geschichte der BRD es an den Universitäten lebendige Diskussionen gegeben hat?«²¹ Das ist sehr nüchtern formuliert, aber er beschreibt den Moment, in dem Theorie, wenn auch nicht die Massen, so immerhin die Studenten ergreift, und dieser Moment ist unabhängig von der Theorie; es war einfach Glück, im richtigen Moment am richtigen Ort gewesen zu sein, um sich anstecken zu lassen.

Vermutlich nimmt Pohrt in diesem Jahr auch an der 22. Delegiertenkonferenz des SDS teil, auf der Dutschke das gemeinsam mit Krahl verfasste »Organisationsreferat« hält, in dem er in einer der freien Rede zu verdankenden wirren Begrifflichkeit aufgrund der kapitalistischen Entwicklung in Deutschland die »Propaganda der Tat« als Unterstützung der »Propaganda der Schüsse« von Che Guevara fordert, um auf den Zulauf von Mitgliedern seit der Erschießung Benno Ohnesorgs und auf die überkommene bisherige Struktur einer bürgerlichen Mitgliederpartei, die der SDS beibehalten hatte, zu reagieren. »Eine Urbanisierung ruraler Guerilla-Tätigkeit« erscheint ihm geschichtlich möglich: »Der städtische Guerillero ist der Organisator schlechthinniger Irregularität als Destruktion des Systems der repressiven Institutionen.«²²

Diese durch die gewaltsamen Verhältnisse entwickelte Legitimation von Militanz zeigt, wie weit verbreitet und selbstverständlich und alltäglich die Vorstellung war, sich militant zur Wehr setzen zu müssen, und das nicht nur als Reaktion auf bestimmte Repressionsmaßnahmen. Für den 22jährigen am Anfang seines Studiums stehenden Pohrt dürfte das umso überzeugender geklungen haben, je unmittelbarer er in die Auseinandersetzungen zwischen Studenten und Polizei involviert war, und umso enttäuschter war er später, als sich »die Genossen« schließlich nicht mehr daran erinnern wollten.

In diesem Jahr 1967 entsteht sein erster längerer Text, jedenfalls der erste, den Pohrt selbst aufbewahrt und der in einem späteren Verzeichnis seiner Artikel auftaucht: »Arbeit und Faulheit«. Aus ihm wird ersichtlich, womit er sich in den letzten zwei, drei Jahren beschäftigt hat: Marx, »Das Kapital« 1–3, die »Pariser Manuskripte«, »Die Deutsche Ideologie«, Engels' »Anti-Dühring«, Oskar Negt über Comte/Hegel, Karl Löwith's »Von Hegel zu Nietzsche«, Veblens »Theorie der feinen Leute«, Friedmanns »Grenzen der Arbeitsteilung«, Freuds »Werke Bd. 14« (Texte 1925–1931), Marcuses »Vernunft und Revolution«, »Triebstruktur und Gesellschaft« und »Kultur und Gesellschaft II«, Pollocks »Automation«, Paul Lafargues »Recht auf Faulheit«, Habermas' »Theorie und Praxis«, Blochs »Prinzip Hoffnung«.

Mit diesen Büchern hat er sich mehr als nur den theoretischen Kanon eines 68ers angeeignet, an dem allerdings erstaunlich ist, dass Adorno fehlt, den er schon 1964 gelesen hat, während er bis auf Marx und Freud fast alle anderen Autoren nie sonderlich geschätzt hat und die auch später nicht mehr als Referenzen auftauchen, weshalb man davon ausgehen kann, dass diese Lektüre dem Zeitgeist geschuldet war: Eine zumindest rudimentäre Kenntnis der Bücher war notwendig, um mitreden zu können. Auch Rosa Luxemburg stand, wie er später einmal schrieb, in seinem Regal: »Über die erste Seite kam ich wegen übermäßiger Langeweile nie hinaus. Das war mein Glück. Mein Unterhaltungsbedürfnis hat mich davor beschützt, auf die schiefe Bahn zu geraten und Antikommunist zu werden.«²³

1967 ist Arbeit eine zentrale Kategorie, an der sich nicht nur Pohrt abarbeitet. Er versucht, ihren Doppelcharakter als wertschaffende Verausgabung menschlicher Arbeitskraft und als Gebrauchswert produzierende, kon-

kret nützliche Arbeit in den Griff zu bekommen, weil darin auch der Schlüssel zum Verständnis der politischen Ökonomie liegt. Pohrt zeichnet die Entwicklung des Arbeitsbegriffs bei Marx nach, wobei die zahlreich zitierten Texte, die er gelesen hat, noch nicht die zwingende Argumentation erkennen lassen, die ihn später auszeichnet. Es ist, als würde er vorerst das Besteck vor sich ausbreiten, mit dem er schließlich die Ideen und Vorstellungen der Leute sezieren wird. Die Faulheit als Absage an den Verzicht auf Glück ist für ihn damals zwar wichtig, und er erkennt sogar bei den sogenannten »Gammlern« dieses Moment als durchaus legitim an, aber sie infiziert ihn nicht so wie der Begriff der Arbeit, mit dem er sich in seiner Dissertation auseinandersetzen wird. Nur äußerst knapp erscheint die Faulheit am Rande, und zwar in einem Zitat von Thorstein Veblen, an dem vor allem auffällt, dass auch Gedanken, die man nicht im Universum der Protestbewegungsgeneration vermuten würde, bei Pohrt auftauchen:

»Die gefällige Wirkung untadeliger Kleider ist hauptsächlich, wenn nicht vollständig dem Umstand zuzuschreiben, daß sie die Vorstellung eines müßigen Lebens wachrufen, also auf die Befreiung vom persönlichen Kontakt mit irgendwelcher handwerklicher oder gewerblicher Arbeit hinweisen.«²⁴

Diese Überlegung dürfte Pohrt gefallen haben, wenn er auch nie ein Interesse an Mode zeigte oder auf die Idee gekommen wäre, mittels Kleidung ein Statement abzugeben oder einen bestimmten Anschein zu erwecken. Auch wenn er den eleganten italienischen Anzug durchaus schätzte, war er für ihn nie eine Option, als wolle er nicht vortäuschen, was er nicht war. Die Negation des bürger-

lichen Habitus im nachlässigen und hippiesken Auftreten der Alternativen gab ihm höchstens Anlass zu Spott, wenn er sich über deren »Schlabberlook« lustig machte.

Seine Erscheinung war unauffällig, jedenfalls war ihm extravagante Kleidung fremd. Die Negation des äußeren Erscheinungsbildes, als die Studenten noch mit ihren Eltern verwechselt werden konnten, wenn sie sich für den Kirchgang oder für ein Vorsprechen beim Professor schick machten, diese Negation, die manche sogar dazu verführte, sich als Django zu kostümieren, war für Pohrt immer eine rein äußerliche Angelegenheit. Und dieses dezente Outfit hat Wolfgang Pohrt nie abgelegt, weswegen er immer wie ein Fremdkörper wirkte, wenn er vor alternativem oder friedensbewegtem und strickendem Publikum auftrat, ein bisschen wie aus der Zeit gefallen, wie ein Handelsreisender in der Fremde.

Aus dem Jahr 1967 gibt es ein Foto, auf dem Pohrt sich ein bisschen mit unangepasster Attitüde inszeniert, ein bisschen existentialistisch mit einem skeptischen Blick auf die Welt, der eine gewisse durch Unnahbarkeit überspielte Unsicherheit verrät. Sein Jackett mit aufgenähten Taschen und breitem Revers ist zugeknöpft, er trägt einen dunklen Schal, die seitengescheitelten langen Haare stehen widerspenstig ab, und seine rechte Hand führt kunstvoll eine Zigarette zum Mund. Das scheint das äußerste gewesen zu sein, was sich Pohrt als Selbstdarstellung erlaubte.

Unauffällig im Zentrum der Bewegung

Aus den autobiographischen Stichpunkten des Jahres 1968 erfährt man nicht viel. In den Sommerferien zeltet er in der Umgebung von Stuttgart mit Maria und erlebt einen »Rauswurf«, aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Wohnung seiner Mutter. Seine Pläne, mit Maria nach Novi Sad zu trampeln, zerschlagen sich wegen des Einmarschs der Russen in der Tschechoslowakei. Er zieht ins Kolbheim, das Studentenwohnheim am Beethovenplatz, in eine der 69 »Wohneinheiten« mit je 8,5 Quadratmeter.

Das Kolbheim war damals die Zentrale des Frankfurter SDS, wo wöchentlich Mitgliederversammlungen stattfanden, die meistens im »Kolbkeller« mit Bier fortgeführt wurden. Kein Wort verliert er über seine Teilnahme am Vietnam-Kongress im Februar in Berlin, wo ca. 5000 Linke an der Technischen Universität zusammenkommen und wo u.a. Giangiacomo Feltrinelli und Peter Weiss sprechen und Grußbotschaften verlesen werden; anschließend demonstrierte man mit »Ho-Tschi-Minh«-Rufen auf dem Kudamm. Überhaupt erfährt man nicht viel über seine aktivistische Tätigkeit, außer dass er einmal bei einer Veranstaltung der Jungen Union »das Maul zu weit aufgerissen«²⁵ habe und dann von Rentnern mit Krückstock bedroht wurde und das Weite suchen musste. Und in einem Brief schreibt er, dass er mal als SDS-Delegierter 1968 bei einem »Jugendtreffen« auf die Wartburg in der DDR eingeladen war.

»Ich erinnere mich noch an das viele ›Druschba‹-Gebrülle (irgendein sowjetischer Vizeminister war auch dabei) und daran, dass mein Glas nie leer wurde, weil hinter den Gästen Kellner standen, deren einziger Job das Nachschenken war. Solche feudale Dekadenz hatte ich noch nie erlebt.«²⁶

Von Frank Wolff stammt der Hinweis, dass Pohrt auf einem Teach-in im Hörsaal 6 der Uni Frankfurt einen Beitrag vom Blatt abliest und von Cohn-Bendit mit dem Zwischenruf unterbrochen wird: »Sprich doch frei, Genosse!« Allerdings war das nicht der einzige Beitrag Pohrts auf den häufig stattfindenden Teach-ins, wie sich sein damaliger Freund André Wohlleben erinnert.

Um kurz ins Gedächtnis zu rufen, welche Ereignisse in Frankfurt 1968 das politische Klima prägten und an welchen Wolfgang Pohrt als Mitglied des SDS ziemlich sicher auch teilgenommen hat, die ihn zumindest beeinflusst haben: Am 5. Februar versuchen Mitglieder des SDS aus Protest gegen den Vietnamkrieg, das amerikanische Konsulat zu besetzen. Nachdem ein GI am 13. Februar auf der Flucht aus der Gutleutkaserne angeschossen und verhaftet worden ist, gibt es eine Protestaktion der Studenten. Am 29. Februar findet auf dem Römerberg eine Kundgebung gegen den Vietnamkrieg statt, auf der es zu Auseinandersetzungen mit der Polizei kommt. Studenten stürmen das Polizeipräsidium in der Friedrich-Ebert-Anlage. Kurz vorher ist Rudi Dutschke am Flughafen festgenommen und zwei Stunden festgehalten worden. Am 20. März findet die Uraufführung des Theaterstücks »Viet Nam Diskurs« von Peter Weiss im Schauspiel Frankfurt statt, in dem der Vietnamkrieg als Verbrechen angeprangert wird und das junge Publikum »Hochi-Minh« skandiert. Vom 2. auf den 3. April legen

Baader, Ensslin, Thorwald Proll und Horst Söhnlein drei Brände im Kaufhof und im Kaufhaus M. Schneider, am 4. April werden sie verhaftet. Am 11. April wird Rudi Dutschke bei einem Attentat in Berlin schwer verletzt. Am gleichen Tag finden spontane Kundgebungen in Frankfurt vor dem Schauspiel und am Hauptbahnhof statt. Einen Tag später gibt es Demonstrationen gegen die Springer-Presse und eine Blockade der Societäts-Druckerei im Gallusviertel, wo die *Bild* gedruckt wird. Am 15. April kommt es nach dem traditionellen Ostermarsch der Gewerkschaften zu Straßenschlachten. Einen Tag später fordert Hans-Jürgen Krahl auf einem Teach-in den Frankfurter Oberbürgermeister auf, sich für die Polizeieinsätze zu rechtfertigen. Am 15. Mai legen Studenten aus Protest gegen die Notstandsgesetze die Goethe-Universität lahm. Am 27. Mai formiert sich neuerlich Protest gegen die Notstandsgesetze auf dem Römerberg, an dem 12.000 Menschen teilnehmen. Hans-Jürgen Krahl hält seine berühmte Römerbergrede. Am 30. Mai werden die Notstandsgesetze verabschiedet und die Goethe-Universität geräumt, woraufhin die Studenten das Schauspiel besetzen. Die Polizei durchsucht das Bundesbüro des SDS in Frankfurt. Danach ist der Zenit der Bewegung überschritten. Am 13. September wirft Sigrid Rüger bei einer SDS-Delegiertenkonferenz Tomaten, die wahrscheinlich unabsichtlich Hans-Jürgen Krahl treffen, und auf der Buchmesse kommt es zu Rangeleien bei der Verleihung des Friedenspreises an Leopold Senghor, dem vorgeworfen wird, ein »afrikanischer Ideologe des Kolonialismus und Neokolonialismus« zu sein. Krahl wird verhaftet und sieht zusammen mit KD Wolff und Günter Amendt einem Prozess entgegen. Am 15. November kommt es mit einer neuerlichen Blockade der Societätsdruckerei zur letzten größeren Studentenaktion.

Hans-Jürgen Krahl war in der Frankfurter Studentenschaft der Star der Bewegung – und mit seinen rhetorischen Fähigkeiten der einzige, den Adorno, bei dem er studierte, als Gesprächspartner ernst nahm und auch schätzte. Krahl wurde von Pohrt vermutlich auch deshalb bewundert, weil er völlig anders lebte, als man es sich bei einem Führer einer Bewegung vorstellte. Er war kein kleinbürgerlich lebender, verheirateter Berufsrevolutionär wie Dutschke, sondern mehr »Student, Philosoph, Bohemien«, wie der Berliner Studentenfürher Bernd Rabehl monierte, der auch später noch Krahl kritisierte, weil dieser seiner Rolle als »revolutionärer Impulsgeber« zu zögerlich nachgekommen sei.

»In den Herbstmonaten dieses Jahres [1967] hatte er keinen festen Wohnsitz und zog mit einem Koffer voller Manuskripte von Unterkunft zu Unterkunft, die ihm die ›Genossen‹ gewährten. Abends und nachts betrank er sich im Kreise seiner Freunde und sprach sich hier alle philosophischen und politischen Probleme, die ihn bedrückten und beschäftigten, von der Seele.«²⁷

Auch die SDS-Geschichtsschreiber Tilman Fichter und Siegward Lönnendonker konnten einem derartigen unsteinen Leben angesichts der historischen Aufgabe des SDS nichts abgewinnen:

»Krahls chaotischer Lebensstil, seine rücksichtslosen Manieren, seine exzessive Sauferei, sprengten jede Anstandsregel und zwischenmenschliche Achtung der bürgerlichen Gesellschaft, nicht zuletzt deshalb war er für Habermas das Hassobjekt schlechthin. Aber selbst stockbetrunken war er noch ein genialer Unterhalter und Theoretiker.«²⁸

Wenn Krahl sprach, lief häufig ein Tonband, um seine Worte aufzuzeichnen. Als Studenten am 7. Januar 1969 das Institut für Sozialforschung besetzten, riefen Adorno und andere Professoren die Polizei, um das Institut zu räumen, was zum Bruch zwischen den beiden führte. Krahl hoffte auf eine öffentliche Kontroverse mit Adorno während des Prozesses am 18. Juli 1969, der ihm wegen der Besetzung gemacht wurde und zu dem Adorno als Zeuge geladen war, aber dazu kam es nicht. Und kurze Zeit später – am 6. August – starb Adorno.

Auch wenn Krahl in seiner »Römerbergrede« auf einer vom DGB organisierten Großveranstaltung vom »Volk« sprach, das auf die Straße gehen müsse, »wenn Staat und Bundestag die Demokratie vernichten«, und er mit dieser Rhetorik ins Populistische abrutschte, war er doch wahrscheinlich der einzige, von dem Pohrt fasziniert war und mit dem er sich theoretisch auseinandersetzte, der Einfluss auf ihn ausübte und der eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für ihn hatte, und zwar über die kurze Zeit Ende der Sechziger hinaus, in der Krahl noch wirkte und in der Pohrt politisch »sozialisiert« wurde. Krahl war das lebende Beispiel dafür, dass man nicht jahrelang buckeln und die Aktentasche des Professors tragen musste, um ihm intellektuell ebenbürtig zu sein, ohne dabei Konzessionen an den bürgerlichen Lebensstil zu machen und ohne Wert auf eine Uni-Karriere zu legen.

»Krahl lesen!«, forderte er die Leser in einem Artikel 1977 auf. Das legt auch ein achtseitiger Text nahe, den er 1980 über die »Gedenkfeier für Krahl« geschrieben hat, der jedoch verschollen ist und vermutlich nie veröffentlicht wurde. Zudem kam Pohrt durch die Lektüre der Krahl'schen Schriften, die aus Transkriptionen von Mitschnitten seiner Reden bestanden, überhaupt erst auf sein Dissertationsthema.

Wann für Wolfgang Pohrt der Höhepunkt der Bewegung erreicht war und ab wann sein Zerfall begonnen hat, lässt sich nicht genau angeben. Soviel immerhin steht fest: Je länger die Zeit wird, die ihn von seiner politischen Sozialisation und jenen aufregenden Tagen trennt, desto kürzer die Zeit, in der die Revolte in seinen Augen noch »unschuldig« war, in der die Revoltierenden noch mit den größten unterschiedlichen Meinungen eine verschworene Gemeinschaft bildeten, in der Pohrt noch mit »heißen Ohren« Adorno und Horkheimer las und die Entdeckung machte, dass sich Freiheiten nehmen ließen, die einem vorher versagt waren in dem kleinbürgerlichen Knast, der die Gesellschaft für einen jungen Mann war.

Jedenfalls hat er schon Anfang der Siebziger bereits vom Zerfall der Studentenbewegung gesprochen. Anzunehmen ist, dass es gar keinen eindeutigen Höhepunkt und vielleicht nicht mal ein bestimmtes Ereignis gab, sondern nur schleichenden Verfall, der als solcher erst aus einem zeitlichen Abstand erkannt wurde, wie z.B. der Vietnam-Kongress am 17. und 18. Februar 1968 im Auditorium Maximum der TU in Berlin. Dort fanden nicht etwa heftige Kontroversen und spannende Diskussionen statt, sondern er bestand zum großen Teil aus Streit über Tagesordnungspunkte und darüber, wem ein Rederecht zugestanden werden sollte und wem nicht. Der Kongress war geschmückt mit einer riesigen Fahne der vietnamesischen Befreiungsfront FLN und einem Transparent mit der Aufschrift: »Für den Sieg der vietnamesischen Revolution – Die Pflicht jedes Revolutionärs ist es, die Revolution zu machen«. Aber man gehörte dazu, wovon ein Foto von Pohrt zeugt, das in der Zeitschrift *Epoca* (siehe Bildteil) veröffentlicht wurde. Die Staatsmacht in Gestalt der Berliner Polizei verlieh damals der Bewegung noch den Zusammenhalt, in dem die Risse bereits sichtbar ge-

worden wären, hätten die polizeilichen Repressalien sie nicht verdeckt.

Das dürfte auch Pohrt klar gewesen sein. Der entscheidende Unterschied zur Politik der späteren Zerfallsbewegung bestand jedoch für ihn – wie er in einem Vortrag über »Antiimperialismus und Antiamerikanismus« 1984 erläuterte – in der Begründung eines anderen Ziels, das auf dem großen Vietnam-Kongress im Februar 1968 noch anders formuliert worden war, nämlich internationalistisch: Der Kampf des »vietnamesischen Volkes« wurde noch als »Teil des Kampfes aller Menschen gegen Ausbeutung, Unterdrückung und tägliche Entmündigung« begriffen, d.h. »die Verfassung der ganzen Welt stand zur Disposition«,²⁹ nicht bloß die Parteinahme für oder gegen eine Nation. Pohrt erinnert daran, dass es eine Zeit gab, in der auf Demonstrationen gegen US-Institutionen noch die Jimi-Hendrix-Version der amerikanischen Nationalhymne von einem Lautsprecherwagen herab erklang, als man die USA noch »ohne Häme und Ressentiment« betrachtete. Und er erinnert weiter daran, dass man sich 68 noch mit dem Kampf der Black Panthers gegen die Diskriminierung der Schwarzen nicht nur solidarisch erklärt hatte, sondern dafür auch auf die Straße gegangen war, um schließlich in einer rhetorischen Frage den entscheidenden Unterschied zu verdeutlichen: »Und nun wüßte ich gern, wo die Demonstranten von damals heute geblieben sind, wo es hier darum geht, gegen die Diskriminierung der Türken zu protestieren?«³⁰

An einer anderen Stelle beschreibt er die Politisierung eines jungen Mannes als großes Missverständnis, weil der junge Mann, entsetzt über den Krieg in Vietnam, es für seine moralische Pflicht hält, gegen dieses Unrecht zu protestieren und prompt von der Polizei jämmerlich verprügelt wird. »Natürlich versteht er die Welt nicht mehr,

bzw. er versteht sie falsch.«³¹ Die Dinge, die er sieht und erlebt, wenn martialisch auftretende Uniformierte mit Schlagstöcken auf ihn zurennen und auf Flüchtende einschlagen, das alles weckt in ihm Assoziationen mit der Nazi-Zeit.

»[...] der junge Bundesbürger [weiß] nicht, daß dergleichen Bilder und Szenen zu jedem geordneten demokratischen Staatswesen gehören, und deshalb war es damals ein unvermeidlicher Fehlschluß, in jedem massiven Polizeieinsatz schon den sich vollziehenden Übergang zum offenen Faschismus zu sehen [...]«³²

Und dieser Fehlschluss resultiert aus einer Art Urszene des Protests, der unvermeidlich zu einer Radikalisierung bei einem Teil der Protestbewegung führte, d.h. der Zerfall der Protestbewegung war bereits in dieser Urszene enthalten, weil die jungen Demonstranten von einer falschen Einschätzung der Lage ausgingen.

Noch später, nämlich 1996, als Pohrt an »Brothers in Crime« arbeitete, war für ihn die Protestbewegung zu einer »Laienschar« zusammengeschrumpft, der schon zu Beginn all die Irrtümer anhafteten, die ihre einstigen Protagonisten später konsequent ausbauten. Was für Pohrt übrigblieb, waren nicht mehr die Bewegung und ihre politischen Ziele, sondern der Augenblick des Ausbruchs und des Aufbegehrens, in dem sich niemand um eine Rechtfertigung kümmerte. Die Darstellung der Befreiungsbewegung in dem Film »Escape from New York« gibt ihm eine Vorlage, um zu beschreiben, was es eigentlich bedeutet, eine Revolution zu machen:

»Kein Kunstgenuß zwar und von mäßigem Unterhaltungswert [»Escape from New York«], aber realistisch,

weil die Protestbewegung wirklich schlechtes Theater war. Eine Laienschar spielte vor allem sich selbst was vor. Sie tat es im besten Glauben, und vielleicht hatte sie keine andere Wahl. Entgegen einem weit verbreiteten Irrtum heißt Revolution machen wollen keineswegs primär, Mitgefühl für die Ausgebeuteten zu entwickeln und den Entschluß zu fassen, deren Lage zu bessern. Revolution machen wollen heißt vielmehr, einen großen Ausbruch zu planen – den Ausbruch aus einem Zeitabschnitt, von dem man meint, daß man darin nicht mehr die Luft zum Atmen fände. Um die Details wie Wohnung, Entlohnung, Ernährung, die durch allmähliche Reformen zu verbessern wären, geht es nicht. Man will ans Fenster stürzen, um es aufzureißen, und zwar mit einem Ruck.«³³

Und damit war Pohrt an dem Punkt angelangt, an dem er an der Protestbewegung nichts mehr finden konnte, das sich heranziehen ließ, um ihre späteren Irrungen zu entschuldigen. Geblieben war nichts als einmal jung gewesen zu sein und als Jugendlicher das Glück einer Revolte genossen zu haben, in der alles möglich schien und in der es alles zu verändern galt.

Noch später, nämlich 2010, geht er in einer persönlichen Erinnerung sogar noch weiter: »Die Protestbewegung war nie liebenswert, sondern teils tragisch, teils ausgesprochen ekelhaft, mal abgesehen von ihren wenigen heroischen Momenten.«³⁴ Die Wünsche der Achtundsechziger hätten sich häufig auf eine Weise erfüllt, an die vorher niemand gedacht hatte, wie z.B. im Kampf um die Befreiung der Frau von Heim und Herd, denn man habe letztlich nur die Befreiung des Kapitals vom Arbeitskräftemangel erreicht. Vor allem aber insistiert Pohrt auf den kurzen Moment der Revolte, der schnell abgelöst

wurde von Formen des Sich-Einrichtens. Hatte Pohrt damals die Rentner verachtet, »die nichts anderes tun und wollen als nicht abtreten und uralte werden«, muss er schließlich feststellen, dass aus ihm »selbst eine dieser vegetierenden Mumien« geworden ist:

»Ich stelle fest, dass ich genau dies eigentlich schon mein ganzes Leben lang gewesen bin, abgesehen von der kurzen Zeitspanne, als die Aussicht auf so ein schätziges Leben das Motiv für den Protest gegen die Gesellschaft, den Imperialismus und was weiß ich noch alles gewesen ist, ein Motiv, das man dann später irgendwo zwischen Marx und Murks ganz aus den Augen verloren hat.«³⁵

Der Unruheherd Kolbheim

Zu Beginn des Wintersemesters 1968/1969 beschloss der SDS auf einem Plenum, an dem Pohrt teilnahm, nicht nur einen Boykott sämtlicher Lehrveranstaltungen, sondern organisierte zugleich auch Gegenseminare. Der Streik richtete sich gegen die technokratische Hochschulreform. Die Forderungen lauteten: 1. Mindestens acht Semester Studium. 2. Keine Kürzung der Grundwissenschaften. 3. Verbesserung der 2. Ausbildungsphase. 4. Gleichstellung aller Lehrer.

»Mit diesem Streik solidarisierten sich allen Fachschaften voran die Soziologen, Schüler der Kritischen Theorie. Aber aus diesem Solidaritätsstreik entwickelte sich eine schließlich handfeste Auseinandersetzung um den Abbau autoritärer Lehrsituationen, neue emanzipatorische Forschungsstrategien, orientiert an den Erfordernissen des politischen Kampfes, und um die organisatorische und materielle Absicherung der politisch intendierten Wissenschaftspraxis der Studenten. Das Soziologische Seminar wurde besetzt, in Spartakus-Seminar umbenannt. Dort tagten nun Arbeitsgruppen, die dieses Programm in ihren Projekten einzulösen versuchten.«³⁶

In dem Buch »Studentenbewegung 67–69« ist eine Diskussion protokolliert, die im Tagungsraum des Studentenwohnheims Kolbheim stattfand und an der auf Ein-

ladung des SDS auch Jürgen Habermas, Ludwig von Friedeburg und Alexander Mitscherlich teilnahmen, kurz vor der nächtlichen Besetzung des Seminars durch die Polizei. Aus heutiger Sicht ist die transkribierte Debatte schwer nachvollziehbar, die Beiträge leiden häufig an einer akademischen Gewundenheit und Verschraubtheit in der Argumentation, die vor allem Habermas befällt, der hier stellvertretend zitiert werden soll:

»Meine Damen und Herren, wir stellen keine Bedingungen, weil ich das einfach für uns unangemessen halte in dieser Situation. Keine Bedingungen im Hinblick auf Ihre Streikstrategie. Ich sage nur, wir halten es aus prinzipiellen Gründen – und im Hinblick auf gewisse beamtenrechtliche Konsequenzen hin, die ich Ihnen ans Herz lege, für notwendig, daß der offizielle Lehrbetrieb eingehalten, aber so in Kooperation mit Ihnen flexibel und elastisch durchgeführt wird ... wobei ich selbstverständlich davon ausgehe ..., daß diese Arbeit ein Bestandteil des Lehrbetriebs auch in Zukunft nur sein kann, wenn er den Kriterien ernstlichen wissenschaftlichen Arbeitens entspricht. (Unruhe).«³⁷

Dieses akademische Herumlavieren war letztlich die Bestätigung der Kritik, die Krahl schon am 5. Juni 1968 auf einem Teach-in gegen Habermas formuliert hatte, als er Habermas' Taktik auf das Bemühen reduzierte, »die radikale Avantgarde zu isolieren«. Habermas schwebte ein Bündnis mit den Gewerkschaften und der organisierten Arbeiterschaft vor, während für Krahl die Chance eines Bündnisses mit den Arbeitern schon lange vorbei war, weil diese kein Interesse daran hätten, sich der Regierungspolitik zu widersetzen. In einer Zeit aber, in der nach Krahl die Provokation übergegangen ist in Wider-

stand, kommt Habermas als Hegelscher Philosoph daher und »hinkt der wirklichen Widerstandsbewegung als flüggellahme Eule der Minerva hinterdrein«.

An anderer Stelle verzeichnet das Protokoll bei Habermas' »unabdingbarem« Eintreten für die Aufrechterhaltung des Lehrbetriebs »Lachen«. Und als Habermas schließlich einen unaufschiebbaren Termin als Grund für sein vorzeitiges Verlassen der Versammlung angibt, erheben sich Stimmen, die das als »Unverschämtheit« empfinden, bei einem Mann, der sonst immer »den Untergang der Frankfurter Schule beschwört« und der, wenn sie tatsächlich in Gefahr ist, nicht einmal eine Verabredung platzen lassen will; der sich vielmehr bei den Studenten darüber beschwert, dass er schließlich seinen Stundenplan nicht so kurzfristig umändern könne. Als sich schließlich konkret die Frage nach einer Entscheidung stellt, wie man im Soziologischen Seminar in der Myliusstraße weiter vorgeht, meldet sich Pohrt zu Wort:

»Ja, mit dem Haus in der Myliusstraße ist es doch ganz einfach. Die Professoren können also morgen schon zum Kurator gehen und ganz einfach sagen: das sind wir gewesen, die diesen Studienbetrieb so eingerichtet haben ... (Zwischenruf: ... und das Haus angemalt haben.) ... und daß sie endlich dieser Forderung, die wir stellen nachkommen, oder daß dieses Institut kaputt geht. Das ist völlig einfach!«

Wolfgang Pohrt gehört eher zur radikalen Fraktion des SDS, jedenfalls schwebt ihm eine klare Alternative in diesem Konflikt vor. Von ihm ist im gleichen Buch ein Foto abgedruckt, auf dem er, kaum zu erkennen, auf der Versammlung im Hintergrund eine Zigarette raucht, wobei die Schemenhaftigkeit darauf hinzudeuten scheint,

dass er keine sonderlich exponierte Stellung in der studentischen Auseinandersetzung innehat. Er fühlt sich, wie er später schreibt, abgestoßen »vom knallharten Geschäft, in der Frankfurter Szene einen der heiß umkämpften Spitzenplätze zu erobern«,³⁸ wie ihm von Cohn-Bendit noch im Gedächtnis ist. Er gehört auch nicht zum Inner Circle, der sich um Krahl gebildet hat, dem u.a. Antonia Grunenberg, Bernd Leineweber, Udo Riechmann und noch ca. zehn weitere Studenten angehören. Dort wurde, wie Detlev Claussen sich erinnert, u.a. Georg Lukács' »Geschichte und Klassenbewußtsein« gelesen und diskutiert, allerdings nicht, weil man Lukács' philosophische Rechtfertigung des Bolschewismus verurteilen wollte. Dass Pohrt nicht an diesem Debattierclub teilnahm, hatte einen Grund, wie er in einem späteren Brief erläutert:

»Daß ich den Club Voltaire nur einmal betreten und dann schnell für immer verlassen habe, es im Kolb-Keller, obwohl ich ihn in Hausschuhen erreichen konnte, nie länger als fünfzehn Minuten ausgehalten habe; daß ich von den wichtigen informellen Gruppen am deutlichsten immer deren Abstoßungsmechanismen erfuhr, weder in Kneipen, Zirkeln (rund um Krahl) oder auf Feten gern gesehen noch überhaupt dabei war; daß ich, als es noch intellektuell zuring, zu dumm war, um wenigstens gehört zu werden und meine schäbige Erziehung und Bildung eine deutliche Barriere bildeten – all diese ärgerlichen Dinge, die ich keineswegs vergessen habe, hinderten mich damals nicht daran, die Revolte richtig zu finden und bei Aktionen zu unterstützen...«³⁹

Als Willy Brandt 1969 Bundeskanzler wird, ist alles wieder im Lot. Könnte man meinen. Das ist aber nicht ganz

der Fall. Im ersten Band der »Chronik« von Wolfgang Kraushaar stößt man auf Seite 413 auf folgenden Eintrag:

»Am späten Abend des 29. März 1969 wird Hans-Jürgen Krahl beim Verlassen des Walter-Kolb-Studentenwohnheimes von einer Zivilstreife der Polizei in eine Schlägerei verwickelt. Der persische Student Achmed Taheri will ihm zur Hilfe kommen. Beide werden festgenommen. Der vergebliche Versuch von ca. 100 Besuchern des Kolbheims, die beiden freizubekommen, führt zu einer Massenschlägerei. Auf der Fahrt zum Polizeipräsidium wird Krahl das Nasenbein ramponiert. Taheri erhält eine Anklage wegen Widerstands gegen die Polizeigewalt, versuchter Gefangenenbefreiung und Körperverletzung.«⁴⁰

Und auch sonst war das Kolbheim ein ständiger Unruheherd. Ulrich Oevermann, damals Assistent bei Jürgen Habermas, erzählt:

»Wir haben Prügel bezogen und ich erinnere mich, wie wir im Kolbheim in Frankfurt dann nach den Schlachten saßen und mit einer unglaublichen Humorlosigkeit unsere blauen Flecken betrachtet haben, die uns die Polizei geschlagen hatte. So als hätten wir etwas anderes erwartet! Aber wir sind eben nicht weggelaufen, und wir haben vergessen, daß wir hätten weglaufen sollen und daß das unsere ursprüngliche Absicht gewesen war.«⁴¹

Nichts von diesen Ereignissen, die er aus der Nähe miterlebt haben dürfte, in die er vielleicht sogar involviert war, ist in seinen Stichpunkten zu finden, dabei kam es am 29. April, also genau einen Monat nach der Ge-

schichte mit Krahl, zu einer Wiederholung des Ereignisses, das Pohrt mit Sicherheit nicht so schnell vergessen hat, weil er selbst die Hauptrolle spielte. Er hat den dazugehörigen Zeitungsartikel aus der *Süddeutschen* sowie Fotos dazu sogar bei seinen Dokumenten verwahrt, als würde es sich um einen Nachweis seiner Existenz handeln, ähnlich wie beim Reisepass oder seiner Geburtsurkunde.

Die *Süddeutsche Zeitung* berichtet in ihrer Ausgabe vom 30. April/1. Mai 1969 über anhaltende Solidaritätsaktionen für Taheri, dessen Abschiebung nach Persien durch die Ausländerpolizei am 11. April auf dem Rhein-Main-Flughafen SDS-Aktivisten verhinderten.

Einen neuen Höhepunkt erreichten die Aktionen am 29. April, als »gegen Mittag aus dem vierten Stock des Hauptgebäudes dicke Rauchwolken aufstiegen. Unbekannte Täter hatten an zwei Stellen des Übungsraumes 443 Feuer gelegt. Der Brand konnte von der Feuerwehr, die mit zwei Löschzügen anrückte, gelöscht werden.« Der Rektor der Universität und Hardliner Rüegg bezeichnete die Brandstiftung als ein vom SDS geplantes »Fanal zur Revolution«.

Bereits vorher wurde die Immatrikulationsstelle blockiert, um darauf aufmerksam zu machen, dass Taheri aufgrund seiner Verhaftung die Einschreibefrist versäumt hatte. Die Bemühungen von AStA und SDS, Taheri nachträglich zu immatrikulieren, lehnte Rüegg ab. In einer Erklärung der Universität zu Taheris Widerspruchsbescheid hieß es:

»Setzt der SDS seinen Willen durch, eine offensichtlich nicht gerechtfertigte Immatrikulation mit Pflastersteinen, Flaschenhagel, Knallkörpern und Buttersäuregeschossen zu erzwingen, so wird er morgen seine Terror-

aktionen auf alle ausdehnen, die der Zerstörung dieses demokratischen Staates Widerstand entgegensetzen.«

Und in der *Süddeutschen Zeitung* hieß es weiter:

»Die Schärfe der Auseinandersetzungen spiegelte sich am Dienstag in schweren Schlägereien zwischen Studenten und Polizei. Dabei wurden erneut Steine, erstmals aber auch Guß Eisenstücke und Holzknüppel in die Menge geschleudert. Die Wurfgeschosse ließ der Rektor in einer Pressekonferenz als Beweis vorzeigen. Mehrere Augenzeugen berichteten allerdings, daß die Polizei diese gefährlichen Gegenstände zunächst nicht sichergestellt, sondern zurückgeworfen habe. Erneut kamen auch Wasserwerfer zum Einsatz. Während der Zusammenstöße sollen darüber hinaus mehrere Schreckschüsse abgefeuert worden sein – ob von den Beamten, die mit einigen Hundertschaften angerückt waren, oder aber ›Zivilisten‹, war nicht mehr auszumachen. Unter 16 Festgenommenen befand sich als prominentester Demonstrant der Studentenfürer Daniel Cohn-Bendit.«

Darunter war ein Foto abgedruckt mit der Bildunterschrift: »Einer der Demonstranten wird von Polizeibeamten festgenommen.« Eine andere Bildunterschrift unter dem gleichen Foto, das auch in der *Frankfurter Rundschau* erschien: »Bei den Auseinandersetzungen zwischen Polizisten und Demonstranten vor der Frankfurter Uni wurden am Dienstag einige der Rädelsführer festgenommen.«

Auf dem Bild sieht man Wolfgang Pohrt, wie er von drei Polizisten abgeführt wird. Fünf weitere Fotos, die als Abzüge dem Bericht beiliegen, hat sich Pohrt vom Foto-

grafen besorgt, vermutlich um nachzuweisen, dass die Festnahme nicht so glimpflich vonstatten ging, wie das in der *Süddeutschen* abgedruckte Foto vermuten läßt. Hier sieht man die Polizisten »im Einsatz« auf Wolfgang Pohrt einprügelnd, auch als er bereits am Boden liegt. Diese Fotos sind für Pohrt nicht ganz unwichtig, denn sie zeigen, dass er das Opfer in der Auseinandersetzung war, weshalb es auch vermutlich zu keinem Verfahren gegen ihn kam.

In einem von Wolfgang Pohrt angefertigten »Protokoll vom Dienstag, den 29.4.69« schreibt er:

»1. Ich kann bezeugen, daß der Zivilbulle Körner (am Montag in Lederjacke, Dienstag braune Windjacke – klein, schmal, Glatze) am Dienstag vormittag Steine gegen die Demonstranten geworfen hat.

2. Gegen 12:45 befand ich mich am Mensaeingang, als Polizisten eine kleine Gruppe von Demonstranten an mir vorbeihetzten. Dabei konnte ich beobachten, wie einer der Polizisten einen Holzknüppel nach flüchtenden Demonstranten warf und traf. Diesen Polizeitrupp versuchte ich durch Gebärden, die Steinwürfe simulieren sollten, von den Verfolgten abzulenken, als mich ein Polizist von hinten griff und mich mit zwei weiteren kurz darauf verprügelte, auch als ich bereits am Boden lag.

Um 22 Uhr wurde ich nach ED-Behandlung wieder frei gelassen.

3. Im Rektorat, wohin ich zuerst gebracht wurde, konnte ich beobachten, wie Jochen Schuster, der etwa zur gleichen Zeit wie ich verhaftet worden war, bei der Durchsuchung geschlagen wurde, woran die in gütigem Ton gehaltene Mahnung eines Offiziers ›Nicht schlagen!‹ nichts änderte.«⁴²

Die Solidaritätsaktionen bleiben nicht ohne Wirkung: Am 12. September 1969 wird Taheri in einer Gerichtsverhandlung freigesprochen.

Einen Monat später, am 16. Oktober 1969, findet der sogenannte Senghor-Prozess statt, auf dem der Protest der Studenten ein Jahr zuvor auf der Buchmesse gegen die Verleihung des Friedenspreises an den Präsidenten Senegals, Léopold Senghor, verhandelt wurde. Angeklagt wurde neben KD Wolff und Günter Amendt auch Hans-Jürgen Krahl, der in diesem Prozess »Angaben zur Person« machte, die als siebenseitige Mitschrift in Frankfurter Studentenkreisen kursierten: Eines der wenigen Dokumente aus jener Zeit, das sich noch in Pohrts Besitz befand. Der Text hatte damals für ihn eine große Bedeutung, da Krahl seine bürgerliche Herkunft und die Irrungen und Wirrungen seiner weiteren Entwicklung vorstellt und eine Zustandsbeschreibung von Verhältnissen gibt, in denen aufwachsen zu müssen allein schon Protest rechtfertige. Es mag daher nicht ganz überflüssig sein, eine längere Passage aus diesem Text zu zitieren:

»In Niedersachsen, jedenfalls in den Teilen, aus denen ich komme, herrscht noch zum starken Teil das, was man als Ideologie der Erde bezeichnen kann, und so habe auch ich mich, als ich meinen politischen Bildungsprozeß durchmachte, zunächst nicht anders als im Bezugsrahmen der Deutschen Partei bis zur Welfenpartei bewegen können. Ich konnte mir nicht einmal die Ideologien erarbeiten, die Liberalität und Parlamentarismus bedeuten – wenn man bedenkt, daß die Dörfer, in denen ich aufgewachsen bin, jene Nicht-Öffentlichkeit noch pflegen in ihren Zusammenkünften, die an die Rituale mittelalterlicher Hexenprozesse erinnern. Wenn man davon ausgeht, daß heute noch in vielen

Teilen der Bundesrepublik, vom bayerischen Wald bis zur niedersächsischen Heide, finsterste Ideologien der Mystik stattfinden, so war es sehr verständlich, daß mich mein Bildungsprozeß zunächst einmal in den Luddendorffbund trieb, so daß ich begriffliches Denken nicht anders als aus der Mystik Meister Eckharts und Roswithas von Gandersheim (Gelächter) erfahren habe, d.h. Ideologien, die, wenn man sie marxistisch interpretieren will, sicherlich ausgelegt werden können im Sinne eines utopischen Denkens, wie es Ernst Bloch getan hat, die aber, wenn man sie aus dem Erfahrungszusammenhang der herrschenden Klasse rezipiert, finsterste Unmündigkeit reproduzieren. Und so war es schon ein enormer Schritt an Aufklärung, als ich in meiner Heimatstadt Alfeld im Jahre 1961 die Junge Union gründete (Gelächter) und der CDU beitrug. Das war der erste Schritt, um mich aus diesen noch an Blut und Boden orientierten Ideologien zu befreien, aus dem feudalen Naturzustand einer Agrarwirtschaft überzutreten in die moderne kapitalistische Industriegesellschaft. Und hier muß ich sagen, daß da gewissermaßen eine Odyssee durch die Organisationsformen der herrschenden Klasse hindurch begann, und es gehört, das möchte ich mir ganz persönlich zugute halten, ein enormes Ausmaß auch an psychischer Konsistenz dazu, in dieser finsternen Provinz zwei Jahre kontinuierlich an CDU-Versammlungen von Kleinstadt-Honoratioren teilzunehmen, denn nach kurzer Zeit stellen sich – und das ist nicht bloße Metapher – zahlreiche Halluzinationen ein, so daß sich die Zusammenkünfte in Versammlungen von Hammel-, Lamm- und Rindsköpfen verwandelten...«⁴³

Stille Tage in Frankfurt

Am 22. August 1969 findet die standesamtliche und dann auch die kirchliche Trauung zwischen Wolfgang Pohrt und der inzwischen 20jährigen Maria Schmidt in der Matthäuskirche zu Stuttgart durch Pfarrer Warko statt. Der »Trautext« stammt aus Epheser, Kap. 5, Vers 9: »Wandelt wie die Kinder des Lichts – die Frucht des Lichtes ist lauter Gütigkeit und Gerechtigkeit und Wahrheit.« Der gleiche Vers wird auf Wunsch von Wolfgang Pohrt auch auf der Beerdigung seiner Frau wieder das Motto sein. Um die kirchliche Trauung vornehmen zu können, muss Pohrt einen Taufschein aus seinem Geburtsort Dommitzsch beantragen, der bestätigt, dass er »als Sohn des Gert und der Roswitha Pohrt am 9. April 1949 [also vier Jahre nach seiner Geburt] morgens um 3 Uhr in der elterlichen Wohnung durch Pfarrer Heiber getauft worden« ist, was insofern erstaunlich ist, als das Evangelische Pfarramt offensichtlich davon ausgeht, dass Wolfgang Pohrt ein eheliches Kind ist, obwohl die Geburtsurkunde auf den Mädchennamen seiner Mutter »Bong« ausgestellt war.

Eher unwahrscheinlich ist es, dass eine Hochzeitsfeier stattgefunden hat, nicht nur weil Wolfgang Pohrt Feiern seit jeher ein Gräuel waren, weshalb er Einladungen zu solchen immer ausgeschlagen hat, sondern auch, weil es noch nicht lange her ist, dass er sich mit seiner Mutter zerstritten hatte. Ungewöhnlich waren die Hochzeit und die Tatsache, nunmehr verheiratet zu sein, vor allem für

die Kommilitonen und Freunde, weil gerade in Zeiten der »sexuellen Befreiung« eine Heirat verpönt war, ein weiterer Beleg dafür, dass Pohrt schon damals als Außenseiter im studentischen Milieu galt.

Aus den weiteren Eintragungen seiner biographischen Stichpunkte geht nur hervor, dass er Anfang 1970 in die Obermainanlage umzieht, eine winzige Mansardenwohnung, die weder durch eine Klingel noch durch ein Telefon mit der Außenwelt verbunden ist, so dass man vor dem Haus durch lautes Rufen herausfinden muss, ob die Pohrts zu Hause sind.

Zur gleichen Zeit wird der SDS auf einer eher zufälligen Versammlung per Akklamation zu Grabe getragen, mit dem Pohrt, der selbst kurzzeitig einmal dessen »Schatzmeister« gewesen war, bereits nichts mehr zu tun hatte. Vermutlich arbeitet er an seiner Diplomarbeit und nimmt jede sich bietende Gelegenheit wahr, nebenher etwas Geld zu verdienen, wie in Stuttgart bei Salamander und in einer Serviettenfabrik, bevor es im August per Anhalter nach Split geht.

Auch bei einem Ausflug nach Paris am 1. Mai handelte es sich um einen Job, von dem sein damaliger Freund André Wohlleben berichtete. Dabei ging es um einen vom Asta vermittelten Auftrag einer Firma in Paris, die ihre Chancen für ihre Produkte (Spiralbohrer-Schleifmaschinen) mittels einer Studie für den deutschen Markt erkunden wollte. Pohrt übernahm die Regie und besuchte mit einem selbst gebastelten Fragebogen einige kleine Firmen, dann fuhr man mit einem 2CV mitten in der Nacht los. Pohrt formulierte die Studie, der am Steuer sitzende André Wohlleben übersetzte, und dessen Freundin tippte das Ergebnis auf der Rückbank in die Reise-schreibmaschine. Der Firmenchef empfing sie am nächsten Morgen und war offenbar mit dem Ergebnis zufried-

den. Sie erhielten den vereinbarten Betrag von 1500 Mark und verbrachten zwei Tage in Paris.

1971 ist lediglich vermerkt, dass seine Frau Maria den Führerschein macht, auch ein Auto wird erwähnt, aber dennoch trampen sie im Juli wieder nach Novi Sad. Danach arbeitet er in einem Landkartenverlag, denn nach wie vor erhält er ein Stipendium nur während der Studienmonate, nicht in den Semesterferien.

Am 14. März 1972 wird ihm vom Dekan des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaft als Vorsitzendem des Prüfungsamtes für Diplomsoziologen Prof. Dr. Lothar Schmidt das Diplom für die am 25. Februar bestandene Prüfung »mit dem Gesamtpredikat gut« überreicht. Diese Note setzte sich aus einem »sehr gut« in Theoretischer Soziologie (Prof. Dr. J. Ritsert), einem »befriedigend« in »Spezielle Soziologie in Verbindung mit empirischer Sozialforschung« (Prof. Dr. E. Becker), einem »sehr gut« in »Sozialpsychologie« (Prof. Dr. A. Lorenzer), einem »gut« in »Wissenschaft v. d. Politik« (Prof. Dr. I. Fetscher) und einem »gut« in Germanistik (Prof. Dr. R.-R. Wuthenow) zusammen. Das Thema der Diplomarbeit hieß: »Zum Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft im 19. Jahrhundert«. Bei dieser Arbeit handelt es sich um den Text, der unter dem Titel »Skizze zur Entwicklung des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft« in dem von Pohrt herausgegebenen Band »Wissenschaftspolitik – von wem, für wen, wie? Prioritäten in der Forschungsplanung« 1975 in der gelben Reihe Hanser als Band 134 erschien. Schon damals konnte er es sich nicht verkneifen, als Herausgeber die Beiträge der anderen unkommentiert zu lassen, was bei einigen der Autoren vermutlich für ziemlichen Unmut gesorgt haben dürfte.

Wolfgang Pohrt zieht nach dem Diplom wieder einmal um, und zwar in die Heidestraße, eine Parallelstraße zur belebten Bergerstraße. In den folgenden vier Jahren arbeitet er an seiner Dissertation, jobbt nebenher u.a. in einer Chemiefabrik und fährt, so oft es geht, ins Ausland: »Venedig-Crkvenica-Split« mit dem Wohnwagen, im November 1972 nach Paris, Ostern 1973 nach Budapest und weiter nach Novi Sad zu Marias Verwandten.

Die siebziger Jahre

Teil I

Der Intellektuelle als Lumpensammler

Die Revolution als Existenzfrage

»Genau das Negative war das Positive, dieses Bewusstsein des Nichtmitmachens, des Verweigerens; die unerbittliche Analyse des Bestehenden.«
Leo Löwenthal

»Einen Ausweg könnte einzig Denken finden, und zwar eines, dem nicht vorgeschrieben wird, was herauskommen soll...« *Theodor W. Adorno*

Der Verrat an der eigenen Klasse

Alle Autoren der Frankfurter Schule, außer Marcuse und Adorno, stammten aus großbürgerlichen Elternhäusern mit einem damals übermächtigen Vater, einem typischen Patriarchen, der Unternehmen leitet und weitreichende Entscheidungen trifft. Es hat also etwas für sich, wenn Stuart Jeffries in seinem Buch »Grand Hotel Abgrund« den nach Freud für die Emanzipation notwendigen Vatermord als Ödipuskampf deutet, ohne den die Kritische Theorie sich wohl in eine andere Richtung entwickelt hätte. Die behüteten und ohne Not aufwachsenden Bürgerkinder konnten aus dem Schatten des Vaters nur durch eine Tätigkeit heraustreten, die nicht nur etwas vollkommen anderes, sondern vor allem im Widerspruch und im Konflikt zu dem stand, was der Vater verkörperte. War der Vater als Unternehmer eine Stütze der Gesellschaft, so versuchten sie als Kommunisten und Systemkritiker an den Grundpfeilern des Kapitalismus zu sägen.

Das ist zwar ein starkes Motiv, aber anders als ein Arbeiter, der in Krisenzeiten prekär und in Armut lebte, für den es also eine ziemlich dringliche Angelegenheit war, das bestehende System zu reformieren oder abzuschaffen, war das Motiv Pollocks und Horkheimers in gewisser Weise luxuriös. Es hält auch nicht übermäßig lange an, denn wie Hannah Arendt in ihrem Essay über Walter Benjamin bemerkte, werden solche Konflikte »in der

Regel dadurch beigelegt, dass die Söhne den Anspruch machten, Genies zu sein oder auch, wie im Falle der zahlreichen Kommunisten aus begütertem Haus, Menschheitsbeglucker, auf jeden Fall etwas Höheres¹. Sobald sie unter Beweis gestellt hatten, dass sie auf einem völlig anderen Gebiet wie der Vater zur Koryphäe geworden waren, war der Konflikt beigelegt und damit auch das Motiv erloschen, am Umsturz der Gesellschaft zu arbeiten, was die Mitglieder der Frankfurter Schule allerdings sowieso nicht taten, weil es ihnen (außer Marcuse) um ein Begreifen und philosophisches Durchdringen der gesellschaftlichen Verhältnisse ging, und die beruflich ausgeübte Tätigkeit hatte nichts mit dem persönlichen Sich-einrichten in Verhältnissen zu tun, denen man nicht gerade ein gutes Zeugnis ausstellte.

Vor diesen Problemen stand Pohrt nicht. Er hatte keinen übermächtigen Vater, dem er hätte beweisen können, dass er Karriere macht, auch ohne in dessen Fußstapfen zu treten. Er hatte gar keinen. Für ihn gab es also nichts zu beweisen. Es konnte keine Übertragung des Konflikts stattfinden, der ihn in eine gesellschaftliche Opposition getrieben hätte.

Stellvertretend für diesen personalisierten Konflikt kam höchstens die gesellschaftliche Realität in Gestalt von Lehrern, Rentnern, Blockwarten und Vorgesetzten in Frage, die ihn als Minderjährigen zu reglementieren versuchten. Ein Grund jedenfalls für Pohrt, seine Herkunft als Kleinbürger zu reflektieren und sie auf ihre Tauglichkeit als Revolutionär zu überprüfen, um sie ablegen zu können.

Über dieses Problem entsteht 1972 unter dem Titel »Arbeiter und Kleinbürger«² sein zweiter erhalten gebliebener Text, der erst zwei Jahre später unter dem Pseudonym Wolfgang Trakl in der Frankfurter Studentenzeitung *Dis-*

kus erscheint und den Pohrt 2011 in seinem Buch »Kapitalismus Forever« wieder abdruckt als einen Text, der ein vergessenes Lebensgefühl wieder in Erinnerung rufen soll.

In diesem Text geht es um eine Art Selbstverständigung, um eine Auseinandersetzung mit der eigenen gesellschaftlichen Stellung, und diese theoretische Einordnung in der Gesellschaft war damals keine Marotte eines Einzelnen, sondern das Bedürfnis vieler nach Selbstvergewisserung in einer Zeit, da die Bewegung, die mit der Vietnam-Demo in Berlin im Februar 1968 ihren Höhepunkt erreicht hatte, stagnierte und schließlich zerfiel. Es ging um die Frage, ob es jemandem, der seine kleinbürgerliche Herkunft nicht verleugnen kann, möglich ist, aus der sozialen Determinierung auszubrechen, und, wie es damals hieß, seine »eigene Klasse zu verraten«.

Nach der Lektüre wird klar, warum Pohrt den Text noch zwei Jahre später unter Pseudonym veröffentlicht hat, denn seine Überlegungen kreisen darum, was »heute« die »Klassengesellschaft zerschlagen« heißen könnte – nämlich »die Deklassierung organisieren« – und dass »Revolution in den kapitalistischen Metropolen nicht heißen [kann]: Aufbau des Sozialismus, sondern: Zertrümmerung der Warenwelt«, womit er die Idee von Hans-Jürgen Krahl wieder aufgreift.

Vermutlich wäre das ausreichend gewesen, um unter den Radikalenerlass der Bundesrepublik zu fallen, mit dem die Ministerpräsidenten aller Länder am 18. Februar 1972 die Einstellung von »rechts- und linksradikalen Personen« im öffentlichen Dienst verhindern wollten, und da Wolfgang Pohrt 1974 – also zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Textes – eine Assistenzstelle an der Pädagogischen Hochschule Lüneburg erhielt, bestand durchaus die Gefahr eines Berufsverbots, der er sich nicht unnötig

aussetzen wollte, obwohl er sich kaum darüber beklagt hätte, wenn er für die erklärte Absicht, den Kapitalismus an seinem neuralgischen Punkt zu treffen, d.h. »die physische Warenwelt zu zerklopfen«, entlassen worden wäre. Vielmehr störte ihn das Antrainieren einer »Mentalität [...], die es ebenso rätselhaft wie empörend findet, wenn der Staat die nach eigenem Bekunden auf seinen Umsturz Hinarbeitenden nicht besolden mag«,³ wie er achtzehn Jahre später notierte. Also schrieb er inkognito, dass es darum gehe, den Angestellten bewusst zu machen, dass sie keine Angestellten mehr sein wollen, und den Opel-Arbeitern bewusst zu machen, »daß sie keine Opel mehr bauen und keine Arbeiter mehr sein wollen«. Dafür gab es zwar wenig Anlass zur Hoffnung, aber Pohrt wollte darauf aufmerksam machen, dass dies ein Minimalprogramm war und es keinen Zweck hatte, zu glauben, man könne eine Abschaffung der Gesellschaft mit einer »spießigen« Arbeiterbewegung erreichen, also mit einer Arbeiterbewegung, deren Ziele über eine angemessene Partizipation am gesellschaftlichen Reichtum nicht hinausgingen.

Aber wenn schon die Arbeiter an ihrer Selbstaufhebung als Arbeiter arbeiten müssen, wie steht es da mit den Kleinbürgern? Oder mit den Studenten, deren im SDS versammelte Protagonisten zumeist aus bürgerlichen Verhältnissen stammten (erst mit der Bildungsoffensive der SPD in den 70ern öffneten sich die Unis auch für Arbeiterkinder), einige aber auch aus kleinbürgerlichen, und die in der kurzen Geschichte der Bewegung gescheitert waren, »manche durch Selbstmord«, was es für Pohrt noch dringlicher machte, »die gespaltene Identität von friedlichem Kleinbürger und militantem Revolutionär ernst zu nehmen«.

»Während der Arbeiter der fragwürdig gewordenen orthodoxen Theorie zufolge schon durch seinen naturwüchsigen Zusammenhang mit der bürgerlichen Gesellschaft und in diesem Zusammenhang potentiell Revolutionär ist, wird es der Kleinbürger nur durch die radikale Liquidierung seines Zusammenhangs mit der bürgerlichen Gesellschaft. Seine Politisierung und Radikalisierung haben zur Voraussetzung die existenzielle Entscheidung, an seiner ursprünglichen naturwüchsigen Identität Selbstmord zu verüben. Das bedeutet: Bruch mit Familie, familiären Freundschaften, der Perspektive auf ein bürgerliches Leben, Studium, Beruf usw. Damit ist der revolutionäre Kleinbürger praktisch eine postrevolutionäre Existenz. Dem Umstand, daß die Utopie sein Lebenselixier ist, verdankt er seine eigentümliche kritische und antizipatorische Kraft wie das Prekäre seiner Existenz.«⁴

Pohrt beruft sich auf Benjamin, der den politischen Intellektuellen als »Lumpensammler, frühe – im Morgenrauen des Revolutionstages«⁵ bezeichnet hat, was Pohrt so versteht, »dass im Milieu der Boheme zwischen Berufsverschwörern und Lumpenproletariat gar nicht mehr unterschieden werden konnte«.⁶ In diesem Milieu wird für den deklassierten Kleinbürger die Revolution zur Existenzfrage, die er »mit unerbittlicherer Radikalität« verfolgen wird als der Proletarier, der sich in der bürgerlichen Gesellschaft in gewisser Weise »heimisch« fühlt, weshalb es für Pohrt nur logisch ist, dass sich die Suche der Studenten nach Bündnispartnern in der Revolution auf diejenigen beschränkte, die zur Deklassierung bereit waren, wie z.B. auf Fürsorgezöglinge, Rocker, Drop-Outs, Trebegänger, was im konkreten Fall häufig sehr dramatisch war und nicht immer gut ausging, denn Für-

sorgezöglinge, Rocker, Drop-Outs und Trebegänger waren weniger an der Revolution interessiert als auf ihren Vorteil bedacht.

In einem Brief schrieb Pohrt später:

»Ich erinnere mich noch gut an die Zeit, als wir daran knobelten, wie man die destruktive Energie der Rocker sinnvollerem Zielen zuführen kann. Aber die Rocker haben sich ihren sicheren Instinkt dafür, wen man ziemlich ungestraft verprügeln darf und wen nicht, um keinen Preis ausreden lassen. Selbst wenn die Leute im Vollrausch und vor Wut sich selber nicht mehr kennen, kennen sie die Machtverhältnisse immer noch sehr gut.«⁷

Der normale Arbeiter jedenfalls zeigte sich trotz der Betriebsarbeit, mit der Frankfurter Spontis wie Joschka Fischer, Cohn-Bendit und Thomas Schmid ihn davon überzeugen wollten, Revolution zu machen oder zumindest zu streiken, renitent und uneinsichtig gegenüber den Argumenten, und lediglich die Sabotageakte junger Arbeiter bei General Motors in Lordstown/Ohio machten ein wenig Hoffnung.

Im Juni 1970 hatte GM für 100 Millionen eine ultramoderne Anlage aufgebaut, um aus der Krise der amerikanischen Autoindustrie herauszukommen. Die Firmenleitung hoffte mit der Standortwahl in der Provinz auf 8000 junge, unerfahrene Arbeiter. Und die bekam sie dann auch. Lordstown wurde zum »Woodstock der Industrie: Lange Haare, Hippie-Verhalten und totale Disziplinlosigkeit machten es unmöglich, daß die Fließbänder auch nur einigermaßen funktionierten« (*L'Expansion*).⁸ Im Februar 1972 schließlich stimmten 97 Prozent der Arbeiter für Streik.

Das aber änderte nichts an der historischen Rolle des Kleinbürgers, der, wollte er revolutionär auf die Zerschlagung der Warenwelt hinarbeiten, seine Deklassierung in Kauf nehmen musste, und es ließ sich nicht leugnen, dass Pohrts Herkunft sogar noch unter der herkömmlichen kleinbürgerlichen Existenz lag. Seine Existenz war prekär. Das änderte sich, als er eine Stelle an der Lüneburger PH antrat, aber da Pohrt nicht vorhatte, irgendwann einen Lehrstuhl zu ergattern, weil »er weder die Geduld noch die Zähigkeit besaß, eine Karriere einzuschlagen, bei welcher der Erfolg durch Verbitterung erkauft wird«,* war seine Zukunft durchaus unsicher, was er zwar nicht fürchtete, aber sein Lebensgefühl der Nicht-Zugehörigkeit verstärkte.

Damals schien es Pohrt so, als sei der kleinbürgerlichen Existenz nur zu entkommen, wenn man alles aufgab und sie konsequent verleugnete. Eine Haltung, die in der Protestgeneration weit verbreitet war, und mit Emphase und Verachtung für den Ramsch auch umgesetzt wurde, wie Bernward Vesper in seinem posthum erschienenen Buch »Die Reise« einmal beschreibt, als er mit Ulrike Meinhof und einigen anderen Genossen die Villa ihres Ex-Mannes Klaus Rainer Röhl stürmte, um die Requisiten ihres bürgerlichen Lebens zu zerstören, »... das langsame, tödliche Anhäufen der Waren, die bald alle Räume füllen, die Wände verstellen, sich eingraben ins Bewußtsein, versteinern, zu einer tödlichen Schale werden, die jeden Ausbruch verhindert, zu Barrikaden, die die Zukunft verstellen.«⁹

* Eine Formulierung, die von Pohrt stammt und sich auf Eike Geisel bezieht. Pohrt hatte das Vorwort zu Eike Geisels »Triumph des guten Willens« lektoriert und einige Passagen, darunter auch diese, formuliert, die sich auch auf ihn beziehen lassen.

Erst viel später wurde Pohrt klar, dass diese verachtenswerte Existenz auch eine Chance bot, als er sich mit der Autobiographie Eric Amblers beschäftigte, in der er entdeckte, dass in der deklassierten Mittelschicht auch Kräfte am Werk waren, die Ambler zu seinem Erfolg verhalfen und die vor allem in der Subkultur immer wieder Musiker und Bands an die gesellschaftliche Oberfläche spülten, wengleich in Deutschland diese Chancen weit aus geringer waren als in England oder Amerika:

»Das aufstiegswillige, abstiegsbedrohte labile Mittelschichtsmilieu, wo die Deklassierung zum Proletarier ebenso eine reale und anschauliche Möglichkeit ist, wie der Erfolg zum Greifen nahe scheint und wo die gesellschaftliche Dynamik direkt spürbar wird, dies weder durch Tradition noch durch den Besitz von Macht oder Vermögen gefestigte Mittelschichtsmilieu also ist bekanntlich der soziale Ort, wo neue Talente herangezogen werden. Es schult die Beobachtungsgabe, es trainiert den Intellekt, schärft die Augen und Ohren, es weckt Interessen und fördert die Menschenkenntnis, weil solche Fähigkeiten die Waffen der Selbstbehauptung sind in den täglichen Statuskämpfen.«¹⁰

Man kommt nicht umhin, darin auch etwas von den Voraussetzungen zu erkennen, die Pohrt in seiner Karriere als Autor vorfand. Damals aber betrachtete er die kleinbürgerliche Herkunft von einer anderen Warte, es interessierte ihn, welche Rückschlüsse sich aufgrund seiner sozialen Herkunft ziehen ließen, er wollte sich darüber klar werden, was es heißt, nicht zu den Söhnen aus gutbürgerlichem Hause zu gehören, die im SDS das Wort führten und kein Problem damit hatten, in Deckung zu gehen, wenn es hart auf hart kam, die ihre Ideale modifizierten,

wenn ihnen Gegenwind ins Gesicht blies, und die nicht darum verlegen waren, ihre Theorien den Umständen so anzupassen, dass ihnen keine Nachteile daraus entstanden. Es bestätigte sich, wie Pohrt später formuliert, eben immer wieder, dass die Bürger eine Bande sind, »die am Ende zusammenhält, und daß man das Revolutionsspielen besser deren Kindern überläßt, weil es nur für sie eine weiche Landung und ein happy-end gibt«. ¹¹

Erstaunlich viele Genossen landeten später bei den Grünen oder den Rechten. Mit dieser Wandlung hatte Pohrt damals zwar nicht gerechnet, aber er registrierte schon früh eine Neigung zum Verrat an den Idealen, die man einmal geteilt hat. Dabei ging es ihm nicht um unverrückbar feststehende Ideen, denn schließlich hielt er selbst ja Seminare über Ohnmacht, Apathie und Wahn im Spätkapitalismus, in denen er zeigte, welche fatalen Auswirkungen der totale soziale Rückzug mit Gleichgesinnten auf die Ideale haben kann: Ideale, die sich dann vom Wahn nicht mehr unterscheiden lassen, wie zum Beispiel bei der RAF oder der Manson-Family. Als Verrat empfand er allerdings die Leugnung der immer noch aktuellen gesellschaftlichen Gründe, aus denen man einmal das Recht zur Rebellion abgeleitet hatte.

Vielleicht hatten ihn auch deshalb Krahls »Angaben zur Person« so sehr beeindruckt, weil er ähnlich wie dieser aus der tiefsten Provinz stammte und weil Krahl in seinem Text den bewussten Verrat an der bürgerlichen Klasse, der er selbst angehörte, propagierte, nachdem ihm bewusst geworden war, welche Schandtaten sie durch ihre Politik in der Dritten Welt auf dem Kerbholz hatte. Die meisten ehemaligen Genossen ignorierten diese Erkenntnis, die Krahl zum Klassenverrat geführt hatte, und passeten die auf Lebensweisheiten reduzierten Theorien der Bewegung ihren jeweiligen Lebensumständen problem-

los an, wie Cohn-Bendit, Peter Schneider,* Joschka Fischer, Thomas Schmid und viele andere, die Karriere in Positionen machten, die durch sie nicht besser wurden; nicht mal ein paar annehmliche Reformen brachte das langjährige Buckeln auf dem Marsch durch die Institutionen zuwege.

Krahl konstatiert den Verfall des bürgerlichen Individuums und interpretiert ihn als Motiv des antiautoritären Protests der Studenten:

»In Wirklichkeit bedeutete ihr antiautoritärer Anfang ein Trauern um den Tod des bürgerlichen Individuums, um den endgültigen Verlust der Ideologie liberaler Öffentlichkeit und herrschaftsfreier Kommunikation, die entstanden sind aus einem Solidaritätsbedürfnis, das die bürgerliche Klasse in ihren heroischen Perioden, etwa der französischen Revolution, der Menschheit versprochen hatte, das sie aber nie einzulösen vermochte, und das jetzt endgültig zerfallen ist. ... [die] emanzipativen Gehalte des Bürgertums sind längst zerfallen. Wir trauerten ihnen nach, wir meinten sogar, dass allein Randgruppen, intellektuelle, privilegierte Randgruppen in Stellvertretung für die Arbeiterklasse handeln und gewissermaßen eine Art Menschheitsrevo-

* Über Peter Schneider verfasste Pohrt 1987 ein Porträt mit dem Titel »Grufti«, in dem er ihn als einen von der »Laune der Geschichte« Begünstigten beschreibt. Allerdings berge die Gunst der Umstände für einen mit der Bewegung groß gewordenen Redner und Schreiber die Gefahr, »hinter ein bereits erreichtes Bewußtsein zurückzufallen und nach Bürgerart die Bedingungen ihres Erfolges zu vergessen, und wenn eine Bewegung ihren vorläufigen Kulminationspunkt überschritten hat, sind gerade deren Wortführer geneigt, sich wie enttäuschte Aktionäre zu verhalten und nach rentableren Anlagemöglichkeiten für die Talente zu suchen, in deren Besitz sie sich wähnen« (WPW Bd. 5.2, S. 98).

lution, ohne Unterschied der Klassen, initiieren könnten. Das alles hat sich sicherlich als Ideologie herausgestellt.«¹²

Wenn also weder auf die bürgerliche Klasse mit ihren hehren Idealen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit noch auf die Arbeiterklasse, die sich in ihrer Rolle »heimisch« fühlte, noch auf die unsicheren Kantonisten aus den sogenannten Randgruppen Verlass war, um bessere Verhältnisse herzustellen, so konnte man als Kleinbürger kaum viel schlechter abschneiden, denn als solcher hatte man zumindest die Möglichkeit, solche Zusammenhänge intellektuell zu durchdringen und zu benennen, wie Krahl; man konnte auch, wie Pohrt es tat, versuchen, Rache an seiner Herkunft zu nehmen und sich seiner Klasse zu entfremden. Und das gelang ihm vollständig. Eine Rückkehr in die Bürgerlichkeit war ihm im Unterschied zu seinen Kommilitonen nicht möglich, zudem fehlte einer solchen Rückkehr auch jegliche Attraktivität, wie sie das Bürgertum einst zu bieten hatte, weshalb Pohrt die Chance ergriff, in seinen Kommentaren und Analysen radikaler als jeder andere psychologisch offenzulegen, was die Menschen und die Gesellschaft quälte. Wäre er zur Zeit der Französischen Revolution geboren worden, wäre aus ihm ein Robespierre geworden, der darüber gewacht hätte, dass der ursprüngliche Impuls der Revolution und ihre legitimen Gründe nicht einfach über Bord geworfen worden wären, und zwar nicht aus Tugendhaftigkeit, sondern aus Eigeninteresse, wie er in einem Brief an Karl Markus Michel beschreibt:

»Meine Wut auf das spurlose Vergessen ehemaliger Ambitionen rührt daher, daß ich davon natürlich auch betroffen bin. Mit 30, in Amt ohne Würden, in trüben

Zeiten der Rückzugsgefechte fällt es natürlich sehr viel schwerer, ernsthaft mehr zu wollen als eine gesicherte Existenz, einen halbwegs erfüllenden Beruf und eine anständige Wohnung als damals in der allgemeinen Aufbruchsstimmung, als man 20 war und das Alltagsleben einen noch nicht so fest in den Krallen hatte. Umso dringlicher ist man darauf angewiesen, daß andere einen beim Widerstand dagegen, die ursprünglichen Ambitionen zu verraten, unterstützen, und umso enttäuschter ist man, wenn man jenen, mit denen man einst die Ambitionen zu teilen glaubte, nun keine Unterstützung mehr findet.«¹³

Den Verrat an seiner Klasse betrieb er konsequent. Und dennoch verließ er den Status als Kleinbürger nicht, nur spielte die »Klassenzugehörigkeit« später keine Rolle mehr. Auch wenn H.M. Enzensberger vom »Kleinbürger« nicht wirklich einen Begriff hatte, weil für ihn so ziemlich alles kleinbürgerlich war, was in die Mehrheitsgesellschaft einsickerte, so war das vielleicht sogar die Voraussetzung dafür, dass er den Kleinbürger schon 1976 sehr hellsichtig charakterisieren konnte:

»Der Kleinbürger will alles, nur nicht Kleinbürger sein. Seine Identität versucht er nicht dadurch zu gewinnen, daß er sich zu seiner Klasse bekennt, sondern dadurch, daß er sich von ihr abgrenzt, daß er sie verleugnet. Was ihn mit seinesgleichen verbindet, gerade das streitet er ab. Gelten soll nur, was ihn unterscheidet: der Kleinbürger, das ist immer der andere.«¹⁴

In der akademischen Karriere, die ihm in Aussicht stand, erkannte Pohrt instinktiv die wenig attraktive Zukunft, im Wissenschaftsbetrieb zu versauern. Zudem würde es

seine Möglichkeit einschränken, öffentlichkeitswirksam radikale Gesellschaftskritik zu üben, die an den Studenten, wie er erfahren musste, verschwendet war. Als man ihm nach sechs Jahren Arbeit als wissenschaftlicher Assistent anbot, in einem »Überleitungsverfahren« eine C2-Professorenstelle zu bekommen, lehnte er das mit dem Angebot verbundene Ansinnen, dafür Belege und Nachweise einreichen zu müssen (was vermutlich kein Problem gewesen wäre), als Zumutung empört ab. Zudem saß der »Überleitungskommission« ein Kollege vor, der ihm »intellektuell gerade mal bis zur Hüfte reichte« (Christoph Türcke in einem Gespräch). Pohrt hingegen schrieb einmal, dass es die Kollegen gewesen seien, über die er und Geisel sich öffentlich lustig gemacht hatten, die von ihnen »Gekränkten«, die dafür sorgten, dass sie ihre »Pfründe« los wurden, wobei er allerdings unterschlug, dass weder er noch Geisel noch Türcke ein sonderlich großes Interesse daran hatten, in Lüneburg zu bleiben.

Zwar begriff Pohrt die Assistenzstelle als Privileg, auch wenn die PH Lüneburg sehr klein war, aber gerade die Tatsache, privilegiert zu sein, schien an ihm zu nagen. Mit zwei Seminaren pro Halbjahr, ohne sich dabei wie heute die meiste Zeit mit bürokratischen Aufgaben herumschlagen zu müssen, bestand zudem nicht gerade die Gefahr, sich zu überarbeiten. Er hatte sogar die »Eintagewoche« eingeführt und erledigte Bürokratie und Lehrveranstaltung an einem Montag.

»Saßen wir dann abends wieder im Zug, der uns raus brachte, weg von diesem Kaff und nach Hannover, wo wir unsere Wohnungen hatten, so vertrieben wir uns die Zeit damit, unser Schicksal zu bejammern: Ein Hundeleben, daß man überhaupt irgendwelche Zeit in dieser Blödenanstalt absitzen muß.«¹⁵

In dieser Textpassage aus dem 1997 geschriebenen Nachruf auf Eike Geisel ist die Klage über das »Hundeleben« ein Jammern auf hohem Niveau, das Ende der Siebziger noch von einer Leichtigkeit des Seins zeugte, in das sich zwanzig Jahre später aber eine gewisse Melancholie mischte. Lüneburg war nun mal tiefste Provinz, weshalb Pohrt dort nie eine Wohnung anmietete, um auch räumlich eine gewisse Distanz zu wahren. Pohrt, und nicht nur er, sondern auch Geisel und andere, wollte nicht in Lüneburg begraben werden. Wenn man schon sein Auskommen an der Uni verdienen musste, dann wollte man sich so wenig wie möglich in einer bürgerlichen Existenz einrichten, so wenig wie möglich die bescheidenen Privilegien genießen, die einem dieser Job bot, ja selbst ein Bankkonto in Lüneburg zu besitzen schien Pohrt eher unangenehm als praktisch. Der Anspruch, den er damals an sich selbst erhob, lautete, auf keinen Fall Wurzeln zu schlagen und auch bloß kein gesichertes Auskommen zu finden. Zudem litt er zunehmend an der Bedeutungslosigkeit, mit der er an der Hochschule konfrontiert wurde, an der Wirkungslosigkeit seiner Arbeit, die sich darin spiegelte, dass gerade mal zehn Teilnehmer zu seiner »Gemeinde« gehörten und niemand mehr etwas von der Frankfurter Schule und Marx wissen wollte.

Im Brief an Karl Markus Michel beschreibt er diese Situation:

»So haben mich die unvorhersehbaren Wechselfälle des Lebens in eine berufliche Position gespült, in die ich absolut nicht hinein passe, in der ich mich weigere, endlich Versäumtes nachzuholen, nämlich Soziologie zu lesen. Daher lungere ich gelegentlich müßig herum und habe Zeit, mich zu erinnern. Genial ist das noch nicht, hat aber alle Chancen, es bezogen auf den Prozeß der

Selbstverdummung durch wissenschaftliche Betriebsamkeit dereinst zu werden. Ist das Größenwahn? Und wenn schon: eine gehörige Portion Größenwahn gehört nun mal zum Existenzminimum des Gesellschaftstheoretikers, der die Totalität begreifen soll, der er selber zugehört, und dies auch noch unter Bedingungen, unter denen die Totalität immer unbegreiflicher oder verrückter wird: seit 100 Jahren keine systematische Arbeit vom Range des ›Kapitals!«¹⁶

Die Zerstörung der Gebrauchswerte

Nach dem Diplom 1972 arbeitete Pohrt an einer Dissertation, und es ist vor allem das Vorwort, in dem er die Auswirkung der Zerstörung der Gebrauchswerte auf eine Weise beschreibt, die einen sofort merken lässt, dass mehr dahinter steckt als kühle Distanz zum Gegenstand. »Nie zuvor in der Geschichte [war] das Leben so restlos reduziert auf die elementarsten, nur rezeptiven, nicht aktiven Bedürfnisse wie heute, wo die Anschaffung von Gegenständen für Küche und Wohnung alle Gedanken okkupiert und die Menschen, weil sie nichts mehr tun, was der Rede wert wäre, allmählich selbst die Sprache verlieren«,¹⁷ schreibt Pohrt und gibt mit dieser Diagnose gleich zu Beginn seiner Gebrauchswertstudie wenig Anlass zur Hoffnung, diesem Zustand entkommen zu können.

Die Situation, die einmal bestanden haben mag, als Marx konstatierte, dass die Produktion von Reichtum bei gleichzeitiger Beschränkung des Produzenten auf die lebensnotwendigen Bedürfnisse eine Ausgangslage schaffe, die auf eine revolutionäre Aneignung des gesellschaftlichen Reichtums dränge, ist nun jedenfalls vergangen. Die Menschen geben sich seitdem mit einem kaum nennenswerten Anteil des Reichtums zufrieden, den der Kapitalismus erzeugt. Übriggeblieben ist eine »erschreckende Bedürfnislosigkeit«, eine »verdeckte Verwahrlosung«, die anscheinend zunimmt, je länger die Produktion von Schund anhält. Marx hatte da noch völlig andere Voraussetzungen vorgefunden, weil es dort, wo die kapi-

talistische Produktionsweise am fortgeschrittensten war, nämlich in den Fabriken Manchesters, vor allem darum ging, die massenhafte Verelendung zu beseitigen, und in diesem Kampf ließ sich noch darauf vertrauen, dass die Arbeiter sich dereinst die Produktionsmittel aneignen würden, um zu produzieren, was sie auch brauchten. In der weiteren Entwicklung hatte die Arbeiterbewegung, deren Geschichte eine Geschichte von Niederlagen ist, sich in ein Anhängsel der kapitalistischen Produktionsweise verwandelt. Pohrt beschreibt, was daraus folgt:

»Das Versäumen der proletarischen Revolution gestattete der kapitalistischen Entwicklung ihre zentrale Aporie: Produktion des Reichtums als Zerstörung des Gebrauchswerts ganz auszubilden und dadurch zu sprengen. Übrig bleibt am Ende die widerspruchsfreie Produktion von einfachem Schund.«¹⁸

Ausgangspunkt ist die utopische Vorstellung, »die reale Emanzipation von kreatürlicher Bedürftigkeit« werde beim Menschen die Fähigkeit zum Vorschein bringen, »aus freien Stücken zu produzieren und sich zu amüsieren«, so wie Marx davon ausging, der Mensch könne in einer von kapitalistischen Zwängen befreiten Gesellschaft je nach Lust und Laune jagen und fischen oder lesen und faulzen. Inzwischen lässt sich kaum leugnen, dass die Menschen genau das tun, jedenfalls wird man vor allem Menschen unter den modernen Produktionsbedingungen der Selbstaussbeutung in der digitalen Welt der Start-ups kaum davon überzeugen können, dass sie nicht aus freien Stücken arbeiten. Dass sie sich dabei nicht amüsierten, würden sie als Vorwurf empört zurückweisen, auch wenn sie eine eher groteske Vorstellung von Amusement hegen mögen.

1972 allerdings war die Situation eine andere. Der auf Massenproduktion ausgerichtete Fordismus wurde erst nach und nach vom Postfordismus abgelöst, der sich durch ein hohes Maß an Flexibilität in der Arbeitsorganisation auszeichnete. Die Zeit des seit den fünfziger Jahren kontinuierlich ansteigenden Wohlstands ging allmählich zu Ende. Die erste Ölkrise 1973 rief in den Industrieländern eine schwere Rezession hervor. Aber jenseits der ökonomischen Erschütterung waren ein krampfhaftes Festhalten an alten Sicherheiten sowie eine verkniffene, miesepetrige Arbeitsmoral charakteristisch, als man sich verzweifelt an eine hierarchische Ordnung klammerte. Die Arbeiter schienen hoffnungslos in kleinbürgerlichem Habitus gefangen, ihren Aufstieg und ihren Wohlstand zelebrierten sie mit Dingen, die nur dazu taugten, möglichst bald im Müll zu landen, und die in den Augen nicht nur eines theoretisch versierten Gesellschaftskritikers, sondern einer ganzen Generation, keinerlei Gebrauchswert mehr hatten.

Da aber der Mensch in der gegenständlichen Welt und in der Auseinandersetzung mit den ihn umgebenden Dingen erst zum Subjekt sich entwickelt, führt die vollkommen gebrauchswertentleerte Produktion zur Verwahrlosung des Individuums, die schon »Ekel« hervorruft, »wenn man zum Beispiel in Verkehrsmitteln gezwungen ist, die ausgelaugten, fleischig-unmenschlichen, babyhaften, brutalen, böartigen, leeren Gesichter länger zu betrachten«.¹⁹ Die Gebrauchswertzerstörung rufe eine »Regression der Bedürfnisstruktur« hervor, in der »der Kulturimperialismus von Coca-Cola, Dosenbier und Hamburger« erst seinen Nährboden finde.

In den Achtzigern machte sich Pohrt über den in den linken Meinungsmainstream eingegangenen Begriff des »Kulturimperialismus« lustig, weil dieser immer mehr

den Antiamerikanismus zu begründen half, was 1972 noch nicht zwingend absehbar war, weil es primär noch gegen die Verbrechen der amerikanischen Außenpolitik ging und der Vietnamkrieg immer noch andauerte. Immerhin zeigt die Verwendung des Begriffs in diesem Zusammenhang, dass auch Pohrt auf dem glatten Parkett der letztlich moralisch begründeten Anklage sich nicht immer sicher bewegte. Er schreckte dann aber auch nicht davor zurück, sich über die Meinung, die er selbst einst vertreten hatte, lustig zu machen, als er jede in Deutschland eröffnete McDonalds-Filiale als »Bereicherung der deutschen Esskultur« hochleben ließ und den im Vokabular der Linken weiterlebenden »Kulturimperialismus« als national begründeten Neid interpretierte, nicht so großartige Filme und so großartige Musik hervorgebracht zu haben wie die Amerikaner. Es zeigt aber auch, dass Pohrt den Argumenten der Protestbewegung durchaus verbunden war, die mit dem Auseinanderbrechen des SDS ihre Unschuld verloren und als Slogans der Zerfallsprodukte der Bewegung ihre ganze Unwahrheit als antiamerikanische oder antisemitische Ressentiments offenbarten.

Gegenüber den kommunistischen Parteien, die im Streit um die richtige Linie durch dauernde Spaltungen sich vermehrten wie Karnickel, bestreitet er, dass es allein auf die »Sympathie für die Unterprivilegierten« ankommt, weil dies nur »ein billiger Vorwand« sei, »sich die Einsicht in das Ausmaß der Verwüstung zu ersparen, von der man zu allererst selbst betroffen ist«. ²⁰ Und dies macht er an der Zerstörung der Sprache fest, an der sich auch der »sprechende Mittelstand« beteiligt, also Leute, die Sprache als ihr Werkzeug betrachten und sehr grob-motorisch damit umgehen, was den Eindruck bestätigt, dass »sie das Schicksal aller anderen Dinge im Kapitalismus teilt, als Gebrauchswert zerstört zu werden«.

»Daß die Sprache heute schon kaum anderes mehr ist als Symbol und Zeichen, zeigt, welche Strecke die Menschen in den Metropolen auf dem Weg ihrer Entwicklung zu Insekten bereits zurückgelegt haben.«²¹

Was damals übertrieben erschienen sein mag, entfaltet in Zeiten der Digitalisierung seine ganze und auch offen auf der Hand liegende Wahrheit.

Bei Pohrt schärfte sich der Blick dadurch, dass er in der Gebrauchswertzerstörung all das Verachtenswerte erblickte, das einen Verrat an seiner Klasse notwendig machte, und zwar gründlicher, als dies den meisten aus dem Bürgertum stammenden Kommilitonen notwendig erschien, die den Tand belächelten, weil sie ihn sich leisten konnten. Pohrts Leben war frei von Luxus, den einmal genossen zu haben bei den Studenten bürgerlicher Herkunft später höchstens ein schlechtes Gewissen verursachte; ihm jedoch bereiteten der billige Ramsch, die Schondecke aus Plastik, die gestickten Untersetzer, die schlecht verleimten braunen Furniermöbel, die absurden Tapetenmuster tatsächlich Unbehagen in dem Moment, in dem er sie als Zeichen deuten konnte und in dem sein von diesen Dingen hervorgerufener Abscheu vor der reinen Repräsentation zum Begreifen drängte.* Diese mit

* Allerdings legte Wolfgang Pohrt nie gesteigerten Wert auf Einrichtungsgegenstände, und Interior Design wäre ihm nicht nur vollkommen fremd gewesen, er hätte es vermutlich mit der gleichen Vehemenz und Missbilligung kritisiert, die er für den kleinbürgerlichen Schund aufbrachte wie für den alternativen Lebensstil. Indem er nicht darauf achtete, begnügte er sich mit Vorgefundenem, jedenfalls schießen die Möbel in seiner Hannoveraner Wohnung einzig einem Zweck zu gehorchen, dem ästhetische Kriterien vollkommen fremd waren. Und daran scheint sich auch nie etwas geändert zu haben. Was allerdings das gehäkelte Zierdeckchen auf dem Tisch zu suchen hatte, wird ein immerwährendes Rätsel bleiben. (Siehe Bildteil).

Plunder sich schmückende Kleinbürgerlichkeit, die ihre Geschmacklosigkeit verzweifelt als Status verstanden wissen wollte, die kleinbürgerliche Gemütlichkeit, die konnte er nicht nur zu Hause erleben, denn sie war überall anzutreffen. Ein Fernsehabend mit Peter Frankenfeld galt als kulturelles Highlight der gehobenen Unterhaltung und verschaffte ihm Einblick in eine wenig erstrebenswerte Zukunft. Dieser Einblick prädestinierte ihn dazu, sich mit dem zentralen Punkt zu beschäftigen, der darüber entscheidet, ob eine Gesellschaft lebenswert ist oder nicht, ob sich von ihr Gebrauch machen ließ oder nicht, ob im praktischen Umgang mit den Dingen eine Subjektwerdung der Menschen realistisch erschien oder ob das Fehlen dieses Umgangs zur Folge hatte, dass das Individuum verwahrloste.

Letztlich waren das für Pohrt rhetorische Fragen, denn die Sache war längst entschieden, was ihm allerdings einen Anlass zu einer emphatischen Anklage der kapitalistischen Lebensbedingungen gab, die aus dem Blickwinkel eines Mitte-Zwanzig-Jährigen, der bereits auf sechs, sieben Jahre Theoriestudium und radikaler Hochschulpolitik zurückblicken konnte, nur vehemente Ablehnung hervorrief:

»Zum Leben, das sie [die Arbeiter] führen müssen, brauchten sie eigentlich – wie die Angestellten, bei denen das Mißverhältnis zwischen größerem Einkommen und ebenso armseligen Leben noch absurder ist – nur Bett, Kocher und Fernsehapparat. Wohnzimmergarnitur, Stereoanlage, Superherd stehen in den Wohnzimmern, Schlafzimmern und Küchen so unausgenutzt und eigentlich nutzlos herum wie vordem im Schaufenster. Die Produkte gehen offenbar selbst dann nicht mehr als Gebrauchswerte in die individuelle Konsumtion ein,

wenn sie vom Endverbraucher erstanden werden. Erst in der Müllverbrennungsanlage werden die Arbeitsprodukte im Wortsinn verbraucht. [...] Die Verelendung und Verödung des Lebens drückt sich in der Unfähigkeit aus, die Gegenstände wirklich zu benutzen. Rastlos und doch schleppend aus Angst, einmal damit fertig zu werden, werden Wohnzimmer und Küche für den Besuch hergerichtet, der nie kommt, und kommt er doch, dann gibt es nichts zu erzählen, und der Fernseher ist oft kein Störenfried, sondern als einzige Integrationsinstanz die letzte Rettung.«²²

Das, worauf die Kritik Pohrts zielt, spielte auch bei den Situationisten eine Rolle: die Ödnis und Leere des Alltagslebens. Aber im Unterschied zu ihm hatten sie keinen ökonomischen Begriff von dem psychischen Elend, an dem die Jugendlichen nicht nur deshalb litten, weil sie den repressiven Verhältnissen in Familie, Schule, Arbeitsplatz oder Universität ausgesetzt waren, sondern auch weil – und das war die neue Erkenntnis der Situationisten – ihnen der Überfluss an Waren als leeres, unerfülltes Versprechen gegenübertrat. Weil die Situationisten eine bessere Propagandaabteilung hatten und als avantgardistische Gruppe auftraten, aber auch weil ihre Argumentation an die Unzufriedenheit der Jugendlichen anknüpfte, waren sie erfolgreich, während Pohrt als Einzelkämpfer seine Überlegungen in einer Dissertation ausbreitete, in der er vor allem die Aporien und die Ausweglosigkeit benannte und trotz Empörung über die Zustände auf die Analyse nicht verzichtete, die einem vor allem im ökonomischen Teil seiner Gebrauchswertstudie einiges abverlangt.

Wie seine Sicht der Dinge sich im Laufe der Zeit veränderte, wurde deutlich, als er bei der Überarbeitung sei-

ner Gebrauchswertstudie fast zwanzig Jahre später auf einige der polemischen Stellen verzichtete, weil sie ihm zur Begründung oder Illustration des theoretischen Teils nicht mehr tauglich schienen. Dennoch liest man auch heute noch gerne solche Passagen, in denen ein zeitloser Ärger auf die Kreativen zum Vorschein kommt, dem sich noch immer kaum etwas entgegensetzen lässt:

»Die Gedankenfreiheit der sogenannten Creativen bleibt stets Narrenfreiheit – ist doch auch ihnen die Reflexion auf die gesellschaftliche Bestimmung ihrer Tätigkeit wie ihres Produkts verboten. Sonst würden sie kaum den sich allmählich zu Tode langweilenden Mittelstand mit Urbanität, Ästhetik, Kommunikation und anderen Spielarten der neuen Lebensqualität beglücken wollen, ihm auch keine Creativität und neue Sensibilität einreden, auf deren vermeintlichen Besitz er am Ende gar noch stolz ist, um sich desto behaglicher in seinem Alltag voller kleiner Schandtaten einzurichten, sondern sie würden ihm, wenn er weinerlich Isolation und mangelnde Kommunikation beklagt, Camus' Losung ›Solitaire? Solidaire!‹ unter die Nase reiben und ihm erklären, daß dies heute heißt, sich für die eigene Schuld am Schicksal der Verhungerten, Abgeschlachteten und zu Tode Gefolterten in der Dritten Welt etwas mehr als nur zu interessieren.«²³

Gebrauchswert, schrieb Pohrt, kann »als Refugium für alles das bezeichnet werden, was sich der Logik des Kapitals entzieht«,²⁴ worauf das Kapital keinen unmittelbaren Zugriff hat, und das war der Rückzugsort der Privatsphäre, in der Pohrt ganz bei sich und von der Theorie infiziert die »Dialektik der Aufklärung« las, die eine Erkenntnis in Gang setzte, wie die moderne Welt ökonomisch

misch funktionierte und wie sich ihr auf die Schliche kommen ließ. Diese Arbeit an der Theorie wurde Pohrt ein »lebensnotwendiges Bedürfnis«, weil die psychoanalytischen und gesellschaftstheoretischen Kategorien sich wie »Seziermesser« verwenden ließen, um sich »genießerisch« an Leuten zu rächen, die einen gequält hatten oder einem einfach nur mit ihrer auftrumpfenden Beschränktheit auf die Nerven gegangen waren. Natürlich wird der Spaß, der sich dabei empfinden lässt, auf die Dauer zur Anstrengung, der aufklärerische Impuls verzweifelt an der janusköpfigen Dummheit, so dass das Gefühl der Vergeblichkeit und des Scheiterns im Laufe der Zeit immer mehr zunimmt, wenn man seine Befriedigung nicht allein aus der wiederholten Bestätigung beziehen will, es doch schon immer gesagt zu haben. Die Tendenz des Kapitals, »die Menschen zu überflüssigen, wirr vor sich hin brabbelnden Rentnern zu machen, die einander weder ernst nehmen, noch verstehen, noch wirklich lieben oder hassen können«,²⁵ macht vor niemandem Halt, auch nicht vor den Menschen im digitalen Zeitalter, deren Vorstellung von der Welt auf ein Smartphone zusammenschrumpft, das wie früher der Fernseher weniger ein »Störenfried«, sondern »die letzte Rettung« ist vor dem Moment der Leere, die es gleichzeitig produziert.

Ohnmacht, Apathie und Wahn

1974 schreibt Pohrt einen weiteren Selbstverständigungstext. Er verfolgt seine Gedanken über den Kleinbürger als Revolutionär weiter, aber nun interessiert ihn nicht mehr, wie und unter welchen Bedingungen eine kleinbürgerliche Existenz sich abstreifen lässt (Bruch mit der Familie etc.), sondern was es für den Einzelnen bedeutet, ganz auf sich selbst zurückgeworfen zu sein, wenn man versucht, der Unerträglichkeit der Verhältnisse noch etwas Richtiges entgegenzusetzen, was auf deren praktische Negation hinauslief. Diese Überlegung bezog Pohrt auch auf sich selbst, denn er akzeptierte alle Konsequenzen, die das Auf-sich-selbst-zurückgeworfen-Sein mit sich brachte. Nie gehörte er einer Gruppe an, nie leistete er eine Unterschrift unter einem Appell, nie stellte er sich in einen kollektiven Zusammenhang. Die Unerträglichkeit der Verhältnisse war für Pohrt das Normale, aus der »die zeitgemäße Krankheit« besteht, wie Adorno diagnostiziert hatte. Für Pohrt war dabei nicht mehr die Frage, warum die Verhältnisse unerträglich sind, das setzt er als Erfahrung seiner Generation voraus, wie sie Krahl in seinen »Angaben zur Person« beschrieben hat: eine Erfahrung, wie sie jeder im Alltag macht, in dem Verbotsschilder als normal empfunden werden, die »Sitzplätze an der Mauer nur für Parkbesucher ohne Kinder« erlauben. Dass Arbeitern selbst »der Sportteil der *Bildzeitung* in der Frühstückspause kein Lebenszeichen mehr entlockt«; dass in der Auseinandersetzung mit der

Polizei und Justiz die Studenten den Kürzeren ziehen; dass in der ständigen Konfrontation mit der Nazivergangenheit, verkörpert im rüstigen Rentner mit der Nahkampf Erfahrung im Winterschlussverkauf, Aufklärung auf Ignoranz stößt; dass man mit dem Elend konfrontiert wird, das durch die kaum verbrämte Ausbeutung der Dritten Welt durch die Industriestaaten hervorgerufen wird – all das setzt hier Pohrt als gegeben voraus, wobei er die Gründe jeweils genau benennt, polemisch und konkret am Gegenstand, und sich nie in Jammertiraden oder Klagen ergeht. Wenn Pohrt angesichts dieser Zumutungen der gesellschaftlichen Realität die Ahnung quält, dass es schwer ist, nicht dem Wahnsinn zu verfallen, der objektiv herrscht, dann ist die bloße Theorieproduktion kein Ausweg, die vor den bundesrepublikanischen Zuständen nur scheitern kann, so wie Adorno das Scheitern der Theorie vor dem Nationalsozialismus diagnostiziert hat, weil man sich immer wieder auf das Begreifen des nicht zu Begreifenden zurückgeworfen sehe. Die gesellschaftlichen Verhältnisse der BRD traten Pohrt so entgegen, als würden sie ihm keinen Ausweg lassen.

Unter dieser Voraussetzung, dass das durch »Geselligkeit« definierte Individuum um sein Wesen oder um seine »Naturvoraussetzung« gebracht wird, scheut sich Pohrt nicht, vom »Naturrecht auf Revolution« zu sprechen. Er gibt der sich radikalisierenden Linken eine theoretische Grundlage und zeigt zugleich, wie aus dem Widerstand ein Wahngebilde erwächst. »Der Rückzug in die Gruppe ist die naturwüchsige Konsequenz des Bruchs mit der Gesellschaft«,²⁶ schreibt Pohrt in seinem Aufsatz »Manson-Family und Revolution«. Jeder weiß, dass die Manson-Family unter Anleitung ihres Führers Morde und Anschläge verübt hat. Ihr wohl bekanntestes Opfer war Sha-

ron Tate, die Frau von Roman Polański. Was Pohrt an dieser Gruppe interessiert (wie übrigens auch an der Massenselbstmord begehenden Jonestown-Sekte in seinem 1979 entstandenen Artikel), ist nicht Verführung, sind nicht die autoritären und manipulativen Methoden Mansons oder sein krudes Weltbild, sondern was ihm an dieser Gruppe auffällt und was er aus ihrer Geschichte herausliest, ist der Mechanismus einer Gruppe, die dem auf sich selbst zurückgeworfenen Revolutionär die ihn als menschliches Wesen ausmachende Geselligkeit zurückgibt, ihn unter den Bedingungen des Spätkapitalismus zugleich aber Ohnmacht, Apathie und Wahn ausliefert, und zwar infolge einer durchaus richtigen Negation von Verhältnissen, die einem nur den Ausweg der Anpassung, der Scheinopposition oder des Selbstmords lässt.

»Der Wahn wiederum ist kein Zufall. Im spiritistischen Charakter der Ideen, welche die Family zusammenhielten, drückt sich nur aus, daß kaum noch zwingend entschieden werden kann, ob ein wirklicher Gedanke – einer, der sich von der schlechten Wirklichkeit erhebt – verrückt ist oder nicht.«²⁷

An dieser Aporie, an der die Family scheiterte, schreibt Pohrt, »trägt jede revolutionäre Bewegung schwer«. Und das ist noch untertrieben, denn mit schwerem theoretischem Geschütz interpretiert er diese Bewegung als eine notwendig scheiternde, weil sie sich zwischen revolutionärem Anspruch und konsequenter Isolierung in einer Gruppe aufreibt. Es gibt keinen Ausweg, und der Rückzug in die Gruppe als Verweigerung der Welt, wie sie damals in Landkommunen und Wohngemeinschaften zum Ausdruck kam, heißt nichts anderes als Flucht vor der Welt, mit der Folge vollständiger Regression. Revolu-

tionär sind auch die 1974 in Frankfurt stattfindenden Häuserkämpfe des »Revolutionären Kampfes« nicht, solange die Staatsorgane »nicht als Repräsentanten eines Machtzusammenhangs begriffen werden, der seine äußerste Brutalität und damit seine Wahrheit an den Fronten zur Dritten Welt offenbart«. ²⁸ Der Kampf um bessere Wohnung »ist keiner auf Leben und Tod; ein solcher ist aber der revolutionäre«. ²⁹

Damit ist die Latte hoch gehängt, angesichts dessen, was Revolution eigentlich bedeutet, nämlich den Umsturz aller Verhältnisse, die auf Ausbeutung und Knechtung des Menschen beruhen, aber nicht *zu* hoch. Dennoch ist diese Argumentation sehr fundamentalistisch insofern, als sie keine Zwischentöne zulässt.

Natürlich haben ihm diese Überlegungen der an sich selbst scheiternden Negation keine Freunde bei der Linken eingebracht, die auf Praxis setzte, um überhaupt etwas zu machen, und in der sich zunehmend eine Theoriefeindlichkeit breitmachte, wie man im Zentralorgan der Frankfurter Spontis *Wir wollen alles* nachlesen kann, und auch nicht bei den Freunden der konstruktiven universitären Theorieproduktion. Dieser Text ist der letzte, in dem sich Pohrt mit dem auseinandersetzt, was Revolution, Revolutionär oder revolutionärer Kampf bedeuten könnte. Der Schluss, zu dem er gelangt, lässt niemandem einen Ausweg. Seine Analyse ist existentiell und zudem pessimistisch. Von da an heißt es für Pohrt, dass sich niemand mehr Illusionen machen kann, denn was nur mehr zu tun bleibt, ist zu zeigen, was falsch läuft, worin das falsche Bewusstsein, die Ideologie, besteht; sich einzugestehen, dass man nur den falschen Zusammenhang intellektuell durchdringen kann, aber dadurch noch nichts gewonnen ist, was eine wirkliche Änderung der Verhältnisse herbeiführen könnte. Und genau darin sieht Pohrt

nun seine »Aufgabe«: der Linken, der er entstammt, zu sagen, warum es falsch ist, was sie denkt.

Der Text landet in der Schublade, nachdem er vom *Kursbuch* als »schauerlicher Unfug« (Karl Markus Michel) abgelehnt worden ist, und wird erst 1980 in dem Band »Ausverkauf« veröffentlicht, als Pohrt seinen Abschied von der Lüneburger PH nimmt.

Seit der »Versuch über die Zerstörung der Gebrauchswerte« 1974 im *Kursbuch* erschienen ist, der sein Unbehagen über das Leben nach dem Scheitern der Protestbewegung theoretisch begründen soll, hat er Kontakt zu Karl Markus Michel und zur Redaktion des *Kursbuchs* und dem Verlag, der damals als der Verlag der linken Bewegung gilt, dem Rotbuch-Verlag, in dem auch Eike Geisel zwei Bücher herausgegeben hat.

Die Trauer über das Sterben der Gebrauchswerte

Der erste Text, mit dem Pohrt einer größeren Öffentlichkeit auffiel, hieß »Wegwerfbeziehungen« und erschien im April 1974 zum Thema »Verkehrsformen. Männer, Frauen, Linke« im *Kursbuch*, dem damals von Hans Magnus Enzensberger, Karl Markus Michel und dem späteren *Spiegel*-Redakteur Harald Wieser herausgegebenen führenden Periodikum der linken Intellektuellen, das damals eine Auflage von fast 250.000 hatte und in dem sich bereits ablesen ließ, wie weit der Zerfall der Protestbewegung fortgeschritten war.

In dieser Nr. 35 erschienen außer Pohrts Text zwei Interviews von Alice Schwarzer mit Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre über deren offene Beziehung, worin man erfährt, dass die beiden häufig ihre Ferien zusammen verbrachten, manchmal aber auch nicht, dass Beauvoir gerne wanderte, Sartre hingegen nicht, dass sie dann trotzdem loszog, während er seine Zeit mit Freunden verbrachte. Alles von zeitlos brennender Aktualität.

Peter Schneider, der, hochgespült von der Protestbewegung, schon früh mit seinem Buch »Der Mauerspringer« bekannt wurde, setzt sich in der gleichen Ausgabe mit der kniffligen Frage auseinander, warum die »gebildeten und eingebildeten Leute die Bücher von Wilhelm Reich und Reimut Reiche und Kate Millet, die Leute mit Volksschulbildung die Sexpresse am Kiosk« kaufen, und rechtfertigt schon damals die Kritik, die Pohrt in einem Rund-

funkbeitrag vierzehn Jahre später an ihm übt und die auf den Befund »Gruffti« hinausläuft, eine Spezies, die sich vor allem durch eine nur schwer zu ertragende mitteilungsüchtige Bräsigkeit auszeichnet.

Von ähnlicher Brisanz sind auch fast alle anderen Artikel. Til Schulz allerdings – einer aus der Frankfurter Spontiszene, der Pohrts Arbeiten schätzte, auch wenn er nicht immer mit ihnen einverstanden war – hatte unter dem Titel »Der Kampf als inneres Erlebnis. Abenteuer des falschen Bewusstseins« einen für das *Kursbuch* außergewöhnlichen Beitrag geschrieben, der vor dem Hintergrund des vergeblichen wie existentiellen Kampfes der RAF nach der Verhaftung der sogenannten ersten Generation die psychische und politische Verfasstheit ihrer Mitglieder durch ihre eigenen Äußerungen mittels einer Zitacollage zu verstehen versucht.

Daneben ist noch Rudolf zur Lippes »Objektiver Faktor Subjektivität« zu nennen, der in den neuen Verkehrsformen in Wohngemeinschaften und Gruppen bereits andere »Selbstverständigungsprozesse« erkennt und sich damit auf schwammigen argumentativen Grund begibt, weil er sich eine Objektivierung dieser Prozesse erhofft, die, wie man heute weiß, nicht zu dem von Rudolf zur Lippe erhofften Ergebnis, sondern zurück in den Schoß der bürgerlichen Gesellschaft führten. Es handelte sich also um Zerfallsprodukte der Bewegung, weil Subjektivität nicht per se eine revolutionäre Kategorie ist. Wolfgang Pohrt, nachdem er diesen Artikel gelesen hatte, konnte sich in der Erstausgabe der »Theorie des Gebrauchswerts« (1976) folgenden Kommentar nicht verkneifen:

»Die offensiv gemeinte Parole ›Objektiver Faktor Subjektivität‹ (Rudolf zur Lippe) mochte während des Übergangs vom Sklaven zum Lohnarbeiter revolutio-

när gewesen sein. Seitdem aber haben die Subjekte so viel darunter gelitten, daß nicht sie selbst ein sozusagen objektiver Faktor sind, sondern daß nur ihre Subjektivität – also ein Abstraktum, nämlich die von ihnen abgezogene reine abstrakte Arbeit – ein solcher ist, daß diese Forderung den Arbeitgeberverbänden wohl besser anstünde als den Linken. Je mehr Subjektivität, desto weniger Subjekte.«

Aus heutiger Sicht ist es kaum mehr verständlich, warum dem *Kursbuch* so große Bedeutung und so viel öffentliche Wahrnehmung zukam und warum es ein so hohes Ansehen in der linksliberalen Öffentlichkeit genoss, aber schon damals dürfte jedem Leser deutlich gewesen sein, dass Pohrts »Versuch über die Zerstörung der Gebrauchswerte« (so der Untertitel) sich erheblich von dem Geplauder über Beziehungs- und Sexprobleme auf den vorderen Seiten unterschied, denn in Pohrts Artikel, der als Vorarbeit zu seiner Dissertation »Theorie des Gebrauchswerts« entstanden war, steckte ein theoretischer Anspruch. Pohrt belegt seine im Untertitel bereits enthaltene These mit Beispielen aus der Literatur: Cesare Pavese und die »Spoon River Anthology« von Edgar Lee Masters, in der das »verfuschte Leben« und der »erniedrigende graue Alltag« zur treibenden Kraft der Unruhe wird, die auch »aus der Trauer über das Sterben der Gebrauchswerte« (Hans-Jürgen Krahl) resultiert. Genauer wird der von Pohrt zitierte Krahl in den Notizen zu seiner Dissertation, die in seinen nachgelassenen Schriften erschienen, und zwar an einer Stelle, die Pohrt in seinem Exemplar angestrichen hat:

»Die menschliche Revolution, die Emanzipation der Gattung ist nicht mehr möglich über die personalisier-

rende Enthüllung der herrschenden Klasse, die immer überwuchert wird von den Apparaten, die ihre Herrschaft aufrecht erhalten; sie ist nur möglich über eine Denunziation der Dinge, des im Spätkapitalismus produzierten Schunds, in denen die Verhältnisse sich kristallisieren.«³⁰

Die auf die kommunistische Praxis zielende Kritik der Entlarvung, die obsolet geworden sei, war ebenso richtig wie die Alternative dazu ambitioniert und illusorisch, was sich retrospektiv leichter beurteilen lässt, weil der Kapitalismus sein Heil immer wieder in der Herstellung von »Schund« gefunden hat, damals aber gab es vielleicht so etwas wie einen Moment, wo sich Schund und Nicht-Schund noch unterscheiden ließen, weil in der materiellen Not der Nachkriegszeit der unmittelbare Gebrauchswert von Dingen evident war, denn wo niemand etwas hat, wird jeder Gegenstand wertvoll, während er mit dem Wirtschaftswunder zu verschwinden drohte.

Pohrt, der in seiner Beschäftigung mit Krahl das Thema seiner Dissertation gefunden hatte, hat mit Anfang 20 und in einer prekären Existenz lebend einen schärferen Blick auf das, was notwendig ist zum Leben, was einen Gebrauchswert hat und was in seinen Augen einfach nur überflüssig ist, weil es eine bestimmte kleinbürgerliche Lebensform zementiert, die er ablehnt und die er gleichzeitig auch reproduziert, weil er ihr nicht wirklich entkommen kann.

In seinem Aufsatz jedoch geht es um »Wegwerfbeziehungen« im linken Milieu und im subkulturellen Alltagsleben, in dem Langeweile, Frustration und Unzufriedenheit vorherrschen, ein Lebensgefühl, das auch die Situationisten in Paris diagnostizierten und nicht nur aus der politischen Unterdrückung heraus erklärten, sondern aus

der Unmöglichkeit, aus der nicht gebrauchswertorientierten Warenproduktion noch Befriedigung ziehen zu können. Deshalb interpretiert Guy Debord die wochenlang anhaltenden Plünderungen in Watts (Los Angeles) 1965 als »natürliche Antwort« auf die »Überflussgesellschaft«, wobei laut Debord die Aneignung des Plunders nicht aus der Not heraus geschieht, sondern aus einem spielerischen Impuls, mit dem die Warengesellschaft und die ihr innewohnenden Herrschaftsverhältnisse in Frage gestellt werden, weshalb der Staat alle Machtmittel in Bewegung setzt: nicht weil er mit einem Umsturz rechnen müsste, schließlich handelt es sich nur um einen lokalen Konflikt, sondern weil die in der Plünderung zum Ausdruck kommende Infragestellung der warenproduzierenden Gesellschaft einen neuralgischen Punkt des Kapitalismus berührt.

Debord geht es bei seinem Versuch, die Unzufriedenheit einer rebellischen Jugend produktiv zu machen, um eine Interpretation des kollektiven Ausdrucks der Rebellion, die insofern auf wackligen Füßen steht, weil die am Aufstand beteiligten Subjektivitäten (die Rudolf zur Lippe so gerne objektiviert hätte) eine amorphe Masse darstellen, die schnell zerfallen oder sich in ihrer Zusammensetzung ändern kann, um sich nicht mehr gegen die Warengesellschaft zu richten, sondern dann beispielsweise auch gegen Fremde. Aber schon kurz nach der Rebellion, die in Deutschland im Gegensatz zu Frankreich oder Italien auf die Studenten beschränkt blieb, lassen sich Fluchtbewegungen in alternative Lebenskonzepte ausmachen, und Anzeichen dafür findet Pohrt in der populären Kultur, so z.B. in Godards Film »Pierrot le Fou« und in dem Song der Rolling Stones »I can get no satisfaction«. Er greift damit Motive der Jugendrevolte auf, die so schnell verblüht waren, wie der Alterungsprozess

dieser Jugend nun rasant fortschritt. Mit dem Zusammenbruch der Protestbewegung grassierten »Interesselosigkeit, Autismus und Aphasie«, gegen die sich die Studenten so wenig resistent erwiesen wie der Rest der Bevölkerung. Selbst dort, wo man erfolgreich war, erkannte Pohrt, dass die Auswirkungen flau blieben, weil das, was der Protest hervorgebracht hatte, schnell vereinnahmt und verwässert wurde und in den Mainstream überzugehen begann:

»Linke Literatur strömte in Bestsellerauflagen unter die Leute, aber die Leute nicht zur Revolution. Demonstrationen waren massenhaft, aber die Massen langweilten sich; der Markt linker Zeitschriften wurde immer bunter, aber die Diskussionen immer öder; die Wohngemeinschaften wurden populär, aber unpolitisch; [...] Begriffe wie Kapitalismus, gesellschaftliche Funktion, Relevanz usw. waren in aller Munde, aber keiner stieß sich daran.«³¹

Während sich viele Protestbewegte mit diesen scheinbaren Verbesserungen trösteten, benannte Pohrt das Verdrängte, konfrontierte den Leser mit einer Geschichte der Niederlage. Indessen hielten sie die steigenden Auflagenzahlen des *Kursbuchs* für einen Erfolg, auch wenn ein leises Unbehagen sie daran erinnerte, dass das eigene Leben, von dem man einmal etwas ganz anderes erwartet hatte, in immer friedlicheren Bahnen verlief. Während der Protest der Bewegung sich gegen die Zerstörung der Gebrauchswerte gerichtet hatte, wie Pohrt behauptete, beteiligte man sich nun selbst an dieser Zerstörung, weil das Scheitern der Bewegung jeden einstmals Beteiligten zu einer Antwort zwang, und egal, ob man sein Glück in einer alternativen Lebensweise oder in einer Unikarriere

suchte, man unterwarf sich einer Logik, die, da der Kapitalismus wieder aufblühte, weiter an der Abschaffung des Gebrauchswerts arbeitete. (Pohrt geht auf den Zusammenhang zwischen Gebrauchswertzerstörung und den von ihm beschriebenen »Wegwerfbeziehungen« im etwas später entstandenen Vorwort zur »Theorie des Gebrauchswerts« ein.) Niemand will gern an seine frühen Einsichten erinnert werden, denn das ruft Unzufriedenheit hervor, auch wenn man seinen Verstand gebraucht, um diesen Zusammenhang zu durchschauen. Pohrt geht es dabei nicht um Denunziation, wie der Titel »Wegwerfbeziehungen« nahelegt, sondern darum, dass man auf der Suche nach einem Ausweg nach dem Scheitern der Protestbewegung, wenn man denn nicht Verrat an den Einsichten üben will, die man durch sie gewonnen hat, auf sich selbst zurückgeworfen wird. Diese Erfahrung war auch Pohrt als Beteiligtem der Protestbewegung nicht fremd, weshalb sich der folgende Abschnitt auch autobiographisch lesen lässt:

»Die Energie für das nächtliche Verschlingen von Büchern, die inzwischen nur noch in Seminaren mühsam durchgekauert und damit um ihren Gehalt gebracht werden, wurde gespeist aus der Wut über den Betrug am richtigen Leben, dessen Opfer man selbst werden sollte. Sie schloß die moralische Empörung über all jene ein, die zwei Weltkriege und den Faschismus widerstandslos über sich hatten ergehen lassen. Die intellektuelle Arroganz entsprang der richtigen Erkenntnis, daß die selbstmitleidige wie stets auch zu bedrohlichem Auftrumpfen bereite Dummheit kleiner Leute von den Untaten der KZ-Wächter ununterscheidbar geworden war. Die Wut über die Zumutung, nach dem Vorbild jener gemodelt zu werden, die sich nicht nur mit einer

trüben Spießereistenzufrieden gaben, sondern daran selbst um den Preis der Kumpanei mit den faschistischen Verbrechen festhielten – diese Wut also war stets bereit, sich an den Gegenständen zu entzünden, deren Aufzählung mit den Schikanen des Hausmeisters beginnen und mit der amerikanischen Indochinapolitik noch längst nicht aufhören würde. Sie löste politische und theoretische Arbeit, die beide fast ununterscheidbar geworden, aus der fatalen Alternative von Pflicht und Entspannung. So ernsthaft und anstrengend, wie sie waren, wurden sie zu einem lebensnotwendigen Bedürfnis. Aus solcher im emphatischen Sinn ernsthaften Arbeit entstanden dann auch unbeabsichtigt Augenblicke, in denen die Befreiung von Mühe und Anstrengung wirklich glückte. Deshalb waren damals die Versammlungen und Demonstrationen, mit denen durchaus nicht zu spaßen war, um so viel vergnüglicher, als es heute selbst die trostlosen linken Feste sind. Psychoanalytische und gesellschaftstheoretische Kategorien waren das Seziermesser, womit man die Personen und Institutionen, von denen man gequält wurde, genießerisch zerlegen konnte. Die einschüchternd akademische Universität entpuppte sich als Kadettenanstalt fürs Kapital, hinter furchterregenden Autoritätspersonen kamen faschistoide Kleinbürger zum Vorschein, und prude Moral war nichts weiter als schäbige Furchtsamkeit vor den eigenen deformierten Trieben. Wo solche Erkenntnisse im Medium der Kritik blieben als Wut über die Unmöglichkeit, menschenwürdig zu leben, wurden sie auf unvorhersehbare Weise praktisch und lehrten die Bürger das Fürchten.«³²

Es ist, als ob Pohrt an sich selbst die Qualen einer ganzen Generation beschreibe. Die aber schlug bald andere Wege

ein, um der Aporie des Lebens zu entgehen, die sich aus den Möglichkeiten ergab, die die Protestbewegung geschaffen hatte. Und diese Wut über die Zumutungen des Lebens, das ihm allenfalls eine Unikarriere bereithielt, die er jedoch nicht einschlagen wollte, hat ihn ebenso geprägt wie die intellektuelle Auseinandersetzung, die ihm zumindest in seltenen Momenten eine gewisse Befriedigung verschaffte.

Er seziert das Verhalten der Protestbewegungsgeneration, was er deshalb so präzise kann, weil er selbst die Unerträglichkeit empfunden hat, mit der man es zu tun bekommt, wenn man einmal das triumphierende Gefühl genießen durfte, mit dem Intellekt erfolgreich Institutionen und Personen verstört zu haben. Zugleich erkennt Pohrt aber, dass die Kritik auch unangenehme Folgen haben und etwas auslösen konnte, was nicht unbedingt beabsichtigt war. So erkannte er schon Anfang der Siebziger den Modernisierungsimpuls einer Kritik, die etwas anderes erreichte, als sie beabsichtigt hatte. Die Bürger beispielsweise nahmen die berechtigte Kritik an der Monogamie dankbar an, um die lästige Institution Ehe loszuwerden. Nach langer Triebunterdrückung verlor die eben erst befreite Sexualität in der Öffentlichkeit schnell ihr emanzipatorisches Moment, ihren revolutionären »Gebrauchswert«, um sehr schnell, also fast schon parallel zu den Unruhen in den Hauptstädten Europas 1968, als Geschäftsmodell in der Werbung, im Film und in den Sex-shops eine auf den Wert fixierte und auf ihn reduzierte Rolle zu spielen. Die Situationisten bezeichneten dies mit dem Begriff »récupération«.

Aus der Autorennotiz im *Kursbuch* erfährt man über Wolfgang Pohrt, dass er Schlosser gelernt habe, als ob ihn das besonders qualifizieren würde, über die Zerstö-

rung der Gebrauchswerte zu schreiben, Pohrt sei »durch die ›Frankfurter Schule‹ und die Frankfurter Studentenbewegung hindurchgegangen«. Da die Redaktion den Schlosser nicht erfunden haben dürfte, kann man davon ausgehen, dass Pohrt noch zehn Jahre nach seiner eher kurzen Tätigkeit als »Hilfsschlosser« bei Siemens in Berlin nicht davor gefeit war, in dem intellektuellen Milieu des *Kursbuchs* ein bisschen mit seiner Erfahrung als Arbeiter in einem Großbetrieb anzugeben. Auch ohne jemals einer K-Gruppe angehört zu haben, in der die »Klassenzugehörigkeit« eine große Rolle spielte, wurde die »Herkunft« und die »Biographie« durchaus registriert, und wenn man nur eine Existenz als Student vorweisen konnte, war man in soziologischen Kategorien eine privilegierte und uninteressante Person, von der im besten Fall fade und überflüssige Theoriebildung und sonst nichts zu erwarten war.

Pohrt bringt noch einen weiteren Artikel im *Kursbuch* (40/75) unter. In »Berufsperspektiven: ›Kein richtiges Leben im falschen«³³ geht Pohrt unter dem Pseudonym Wolfgang Trakl noch einmal auf die für ihn unbefriedigende Situation ein, dass er früher einmal als Student für die Abschaffung des Dozenten gestreikt und »anhand der Thesen von *Il Manifesto* die Überflüssigkeit des Volksschullehrers« diskutiert hat, nun jedoch selbst an der Hochschule arbeitet, und er beklagt, dass alle, die einmal »etwas Substanzielles« wollten, als »gescheiterte Existenzen« geendet seien. »Daraus ist ihnen«, wie Pohrt schreibt, »kein Vorwurf zu machen, wohl aber daraus, daß sie das unglückliche Bewußtsein davon verdrängen.«³⁴ Statt das Leiden an diesem Zustand anzunehmen, nicht um deshalb in Selbstmitleid zu zerfließen, sondern um nicht zu vergessen, dass das Motiv für Widerstand oder zumindest Widerständigkeit auch weiterhin exis-

tiert, scheinen die meisten einen »eisernen Vorhang aus Optimismus« zugezogen zu haben, der jede Verständigung unmöglich macht.

Sogar in der Existenz des »Gamblers« ist dadurch, dass er einfach ohne Ziel vor sich hinlebt, faulenz und sich langweilt, »bereits der Widerstand gegen den Zwangszusammenhang und die Emanzipation von ihm vorhanden, ohne welche man heute keine glückliche Sekunde mehr erlebt«. ³⁵ So vergessen die in der universitären Betriebsamkeit Verstrickten das Denken, sie sind ein bloßes »Produkt des die Menschen verdummenden Spätkapitalismus«, ³⁶ was sich vielleicht nach ideologischer Verengung anhört, aber vor allem ein empirischer Befund ist. Er beschreibt diesen Zustand als eine Aporie, der niemand entkommt:

»Wäre die Revolution so einfach, daß man für sie auch noch besoldet und mit akademischen Ehren versehen wird, dann wäre die Gesellschaft gar nicht so schlecht und die Revolution eigentlich überflüssig –, opfern sie sich, wie alle Angestellten, im Beruf auf und verzichten auf mit diesem nicht vereinbare politische Aktionen. Wenn sie dabei griesgrämig und verbittert werden, müssen sie sich nicht wundern, existiert doch das Glück gerade für sie, die keine Gamblers mehr sind, nur noch in der befreienden Tat. Weil sie resigniert haben, predigen sie Optimismus: preisen die große Zahl linker Lehrer und Dozenten, die schon im Vergleich zu 1965 riesig ist und stets noch anschwillt, erwarten von diesen Wunderdinge und übersehen dabei, daß der Widerstand der Schüler und Studenten gegen sämtliche Lehrer und Dozenten, an welchem die Protestbewegung ihr Leben hatte, zusammengebrochen ist.« ³⁷

Das Vergessen ist für Pohrt eine »verängstigende Erfahrung« und er schrieb diesen Artikel, weil er sich mit einem Genossen darüber zerstritten hatte und er eine »Tendenz zum reumütigen Abschwören« beobachtete, selbst bei Leuten, die einmal auf Demonstrationen die Militanz befürworteten und nunmehr als »männlichen Chauvinismus« kritisierten.³⁸

Michel ließ den *Kursbuch*-Autor Matthis Dienstag Pohrts Befund widersprechen. In seiner Gegenrede stellte er Pohrt als einen »linken Saubermann« dar, und auf die von diesem aufgezeigte Aporie reagierte er sehr empfindlich, man treffe immer nur sich selbst und ziehe gegen seine eigenen Thesen »vom Leder«, meinte er, wenn man an der Protestbewegung und ihren Erwartungen festhalte. Dienstag repräsentierte, wenn man so will, bereits den geläuterten Achtundsechziger, der seine Ansprüche auf machbare und realistische Veränderungen heruntergeschraubt hatte, der dem »schlechten Ganzen« seinen Optimismus entgegenhielt und sich von Aporien nur unnötig bedrängt fühlte. Pohrt hingegen währte er »in der Bel étage des unglücklichen Bewußtseins, von der aus es die da unten mit Schimpf und Hohn bedenkt«.³⁹ Pohrt gefiel es vermutlich, jemanden mit einer Kritik aus der Reserve gelockt zu haben, aber das *Kursbuch* – damals im Sommer 1975 verkündete Enzensberger in der Nummer 40 seinen Abschied als Herausgeber – wurde zunehmend von Leuten gelesen, die den »eisernen Vorhang aus Optimismus« bereits zugezogen hatten und sich über Artikel wie den von Pohrt verwundert die Augen gerieben haben dürften, weil die verhandelten Probleme mit ihrem Leben nichts mehr zu tun hatten.

Im beschaulichen Lüneburg und im wilden Berlin

Nachdem im Sommer 1973 seine Frau Maria ein Engagement bei »Parsifal« und »Tannhäuser« in Bayreuth angenommen hat, macht sie 1974 ihren Abschluss an der Ballettschule. Da sie aber erst im November und Dezember des folgenden Jahres im Hamburger Operettenhaus (in der »Fledermaus«) tanzt, sind die beiden in diesen Jahren viel unterwegs, u.a. in Amsterdam, Belgrad, Kreta, Paris, Havar, immer wieder Novi Sad und in Istanbul, wo sie in einer »Freak-Herberge« in der Nähe der Blauen Moschee und des Topkapi-Palastes, »einer pittoresken, aber etwas heruntergekommenen Gegend«, nächtigen und inmitten von »Flippies, die nach Kabul oder Indien wollten«, Anschauungsmaterial für seine spätere Kritik an den alternativen Verkehrsformen, die ihm damals allerdings noch eine Verweigerungshaltung zum Ausdruck zu bringen schienen. In jedem Fall ein Urlaub, an den Pohrt noch elf Jahre später gerne zurückdenkt:

»In Istanbul kann man lange herumstromern, ohne angeödet zu sein, und der Topkapi-Palast sowie die beiden Moscheen gehören zu den wenigen Sehenswürdigkeiten, die diesen Namen verdienen.«⁴⁰

Zunächst aber tritt er eine Stelle an der Lüneburger PH an und hält im Wintersemester seine ersten Seminare über die Sozialisationstheorie und Durkheim (dem er

auch sein letztes Seminar im Sommer 1980 widmen wird). Dennoch ziehen er und Maria im August nach Berlin-Kreuzberg in die Schönleinstraße, weil sie jene Stelle vermutlich nur als vorübergehend ansehen, vielleicht auch, weil sie durch die räumliche Distanz zum Arbeitsplatz sich selbst daran hindern wollen, sich einzurichten.

In Kreuzberg wohnen sie nun an einem Ort, wo im Winter Kohleöfen dafür sorgen, dass die Berliner Luft die Atemwege reizt, und man sich in vielen Häusern, deren graue Trostlosigkeit und von Einschusslöchern beschädigte Fassaden an den Krieg erinnern, mit anderen Mietparteien noch ein Außenklo auf der Halbetage teilen muss. Heute ist die Gegend um den Zickleinplatz eine beliebte Wohngegend und von Hipstern bevölkert, damals aber war es eine üble Gegend, in der an jeder Ecke, wo sich heute eine Physiotherapeutenpraxis niedergelassen hat, noch ein Malerladen zu finden war.

Mitte der Siebziger konnte man hier hervorragende Studien über die reaktionär-prollige Gesinnung von Handwerkern, Arbeitslosengeldempfängern und Alkoholikern anstellen, die ihre Rolle als konterrevolutionäre Subjekte oder »Lumpenproletarier« mit Leidenschaft ausfüllten, typisch vor allem ihre dumpfe Ablehnung der Türken, die sie, wie Pohrt einmal schrieb, nicht leiden können, weil sie ihnen so ähnlich sind. Wenn man nicht in einer der berüchtigten Berliner Eckkneipen riskieren wollte, verprügelt zu werden, musste man mit der U-Bahn fahren, um in eine brüllend laute Szenekneipe zu geraten, in der man sich kaum verständigen konnte. Noch arbeitete Pohrt an seiner Dissertation, weshalb solche Vergnügen wohl ohnehin nicht oft in Frage kamen, und die subkulturelle Szene, die sich damals in einigen Bars und Ruinen austobte, wäre ihm wahrscheinlich vollkommen fremd gewesen.